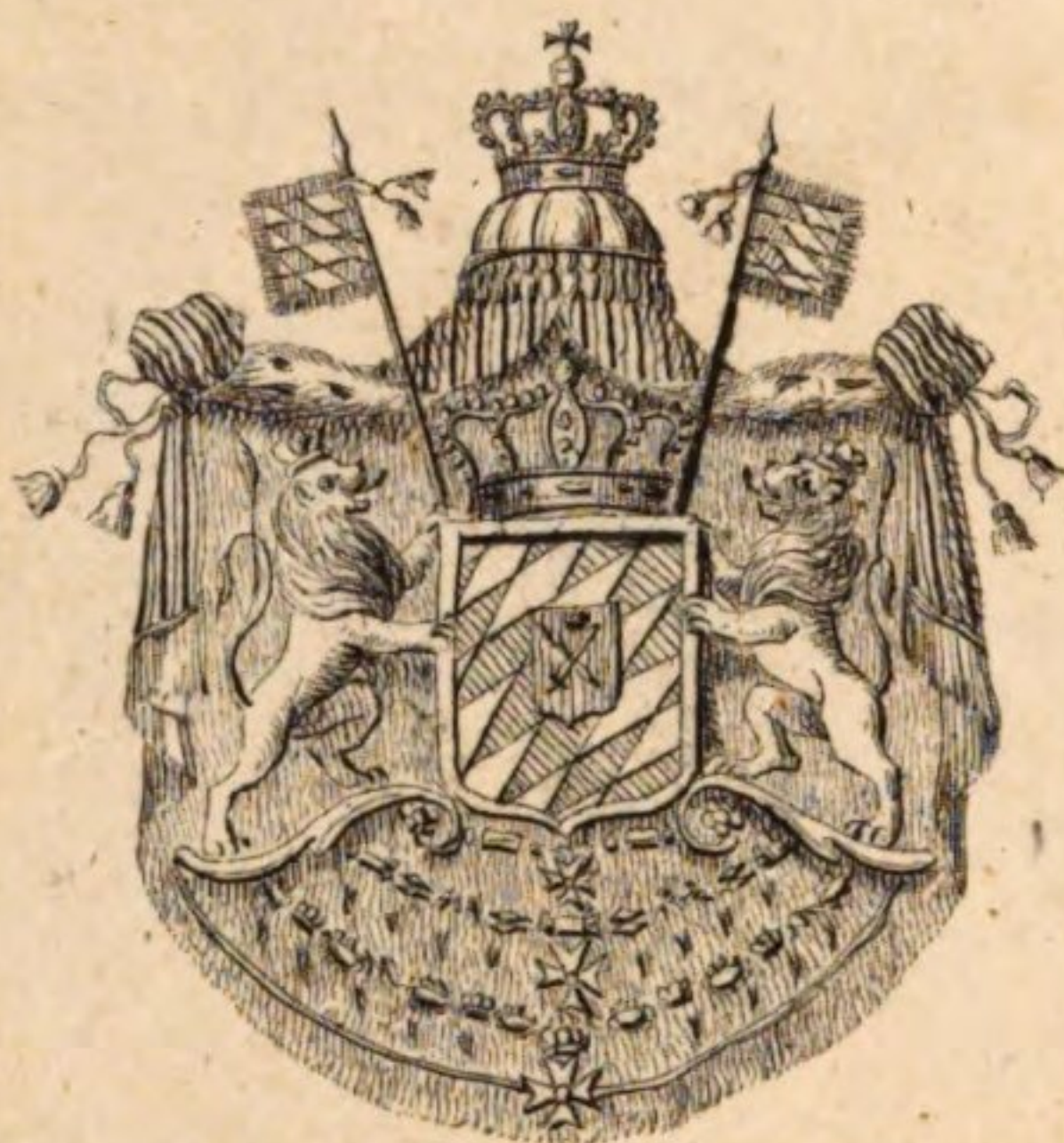


Med. for.

21

m(2)



**BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.**

Med. for. 27 m-2

<36622158650017

<36622158650017

Bayer. Staatsbibliothek



Med. For

21^m 12

B e i t r ä g e
zur
öffentlichen und gerichtlichen
Arzneikunde.

R

Herausgegeben

von

D. Theodor Georg August Roose,
Herzogl. Braunschw. Hofrath, Professor, und Assessor
im fürstl. Obersanitätskollegium zu Braunschweig.

Zweites Stück.

Frankfurt am Main,
bei Friedrich Wilmans.
1802.

0261103

offenstehen und geschlossen

A. J. J. J. J.

1847

Π.Ο.Υ.

D. Theodor Georg August Hoess

U. S. Library of Congress, Washington, D. C.

**Bayerische
Staatsbibliothek
München**

Pennington and Blair

1871-1872

Inhaltsverzeichnis.

	Seite.
I. Einige Bemerkungen über die medizinische Polizei oder vielmehr Nichtpolizei in Paris. Vom Hrn. Prof. WIEDEMANN.	1.
II. Gutachten des fürstl. Obersanitätskollegiums zu Braunschweig über die Todesart einer hochschwangeren, der Angabe nach, erwürgten Person.	12.
III. Gutachten desselben Kollegiums über die einem Krüppel zu ertheilende Erlaubniss, heirathen zu dürfen.	40.
IV. Medizinalbericht über eine Vergiftung durch Mohnsaft. Vom Hrn. Stadt- und Landphysikus, Dr. WELGE zu Goslar.	57.
V. Spätere Anmerkungen desselben zu diesem Berichte.	85.
VI. Von der Überfruchtung. Von dem Herausgeber.	98.
VII. Sektionsbericht über einen nach einer Schlägerei Verstorbenen. Von dem Physikus Dr. N. N.	112.

-
- VIII. Gutachten des fürstl. Obersanitätskollegiums zu Braunschweig über den im vorstehenden Sektionsberichte beschriebenen Fall. 136.
- IX. Über die gelben Körper im weiblichen Eierstocke. Von dem Herausgeber. - - 155.
- X. Fundschein über eine durch Kupfervergiftung gestorbene Person. Vom Hrn. Hofrath u. Stadtphysikus MÜLLER zu Braunschweig. 169.
- Nebst einer Anlage, die chemische Untersuchung des Mageninnhalts dieser Person enthaltend, vom Hrn. Apotheker WIEGMANN zu Braunschweig. - - 181.
- XI. Medizinalbericht über den Leichnam eines gewaltsam Ermordeten. Vom Hrn. Dr. WELGE. - - 187.
- XII. Über Zwitter. Vom Hrn. E. HOME. - 203.

I.

Einige Bemerkungen über die medizinische Polizei oder vielmehr Nichtpolizei in Paris.

Vom Hrn. Prof. WIEDEMANN.

Bekanntlich war die Polizeiverwaltung von Paris seit SARTINES immer als musterhaft berühmt, und auch jetzt, nach vorübergegangenem Sturme eines wüthenden Schreckenssystems, hat sich diese gute Verwaltung durch wiedergekehrte Ruhe und Ordnung, durch Entdeckung so mancher bösen Anschläge u. s. w., unter FOUCHETS Leitung als fürtrefflich bewährt.

Unter diesen Umständen hoffte ich auch die medizinische Polizei von Paris vorzüglich, musterhaft, nachahmungswürdig und ausgezeichnet zu finden; aber leider ward ich sehr

bald in diesen schönen Erwartungen getäuscht; denn ohne mich nach irgend einem älteren oder neueren Gesetze zu erkundigen, durfte ich nur um mich her sehen, um gänzlichen Mangel an medizinischen Gesetzen, oder wenigstens an der Befolgung derselben, zu erblicken. Um auch über diesen letzten Punkt ausser Zweifel zu sein, erkundigte ich mich gleich anfangs bei HALLE nach medizinischen Polizeiverordnungen, und es dünkte mich ein schlimmes Zeichen, als ich von diesem an THOURET gewiesen wurde. Von diesem letzteren hörte ich denn: *neue Gesetze seien noch nicht da, und die alten jetzt meist unwirksam.* Ich fragte weiter: ob zu neuen Gesetzen Aussicht und Hoffnung vorhanden sei? — und erhielt die Versicherung, man werde sich bald mit diesem Zweige der Gesetzgebung beschäftigen. Es scheint daher, als ob dringendere Bedürfnisse die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber noch von diesem Punkte abgezogen haben, und als ob die Ärzte, selbst zu sehr auf eigenen Vorthail bedacht, den Sinn fürs Allgemeine übertäubten, oder wohl ganz verloren. Es lässt sich auch leicht begreifen, wie diese Ärzte, welchen bei solchen abzustellenden Mängeln eine geltende Stimme zukommen würde, in einer

so ungeheuern Stadt, wie Paris, nicht leicht Mufse finden, sich mit Dingen zu beschäftigen, die nicht ihre medizinische Praxis unmittelbar angehen.

Um aber doch nicht ungerecht zu sein, muß man gestehen, dass die neue Regierung schon seit längerer Zeit auf die Polizei des Hospitalwesens ihre Aufmerksamkeit gerichtet hat. Hieraus sind sehr wohlthätige Folgen für die Reinlichkeit der Luft und der Betten, für die Nahrung und Bequemlichkeit der Kranken entstanden, und selbst das vormals wegen seiner verpesteten Ausdünstungen berüchtigte *Hôtel Dieu* hat in dieser Rücksicht sehr gewonnen. Über die Befolgung der bei diesem Hospitale neu gegebenen Verordnungen wacht eine Kommission von Ärzten, welche von Zeit zu Zeit unvermuthete Haussuchung thut. Dagegen lassen sich aber auch in hundert andern Fällen die offenbarsten Beweise von höchst verderblicher Nachsicht und Unachtsamkeit der medizinischen Polizei aufführen, die zum Theile selbst in gewissen dabei vorgenommenen neuen Organisationen ihren Grund haben. So hat man z. B., was freilich in mancher Hinsicht von grossem Nutzen sein muss, den Unterschied zwischen Ärzten und Chirurgen ganz aufheben wollen,

und daher für beide den allgemeinen Namen *Gesundheitsbeamte*, (*Officiers de santé*), verordnet; aber unter diesem Titel pfuschert nun auch jeder Salben- und Pflasterstreicher auf eine unerhörte Weise. Dazu kommt noch, dass man während der Revolution, wo man bei den Armeen eine große Menge Feldwundärzte gebrauchte, alles zusammengerafft hat, was nur irgend Lust hatte, Handleistung in den Hospitälern zu thun, woher denn ein Heer unwissender, ungebildeter Pflasterstreicher sich jetzt für Wundärzte und Gesundheitsbeamte ausgibt, welches wahrlich zu so wichtigen Geschäften durchaus nicht berufen und befugt ist; doch aber bei der großen Anzahl solcher Kranken, die bessere Ärzte nicht bezahlen können, und sich schämen oder scheuen, in die öffentlichen Hospitäler zu gehen, Zulauf und Arbeit genug hat, um großen Schaden stiften zu können. Diese Pfuscher treiben ihr schändliches Handwerk ungestraft, und sind gewissermaßen öffentlich autorisirt, da man sie als Unterwundärzte anstellte, ohne auf ihre Kenntnisse im mindesten Rücksicht zu nehmen, oder nehmen zu können.

Auf dem *Pont neuf*, wo die Passage so stark ist, dass die Polizei fast sicher

jeden Pariser innerhalb ein paar Tagen hier finden und auffassen kann, werden von vier bis fünf Weibern täglich Adressen an die Vorübergehenden ausgetheilt, wo jene *Officiers de santé* auf mancherlei Art ihre Dienste in einem Tone anbieten, welcher allein schon ihre Unwissenheit und Charlatanerie bezeichnet. Jeder Arzt und jede Regierung weiss und duldet dieses unbestraft, und unbekümmert, in wie fern das Wohl der Menschheit dadurch beeinträchtigt werde. Von nicht weniger als zwanzig solchen Pfuschern habe ich die Adressen erhalten. Ausserdem treiben mehrere Quacksalber ihr Handwerk noch öffentlicher und lauter. So zieht z. B. der *Citoyen Barberisse, dit le grand Suisse*, in einem einspännigen Wagen mit vier Musikanten in Paris umher, lässt an den Hauptplätzen durch diese dienstbaren Geister das Volk zusammentrompeten, und theilt hier seine Universalarzneien gegen baares Geld unter die Menge aus. Ein Anderer, welcher es noch nicht so weit gebracht hat, reitet nur in den Gassen umher, und lässt seine Trompete selbst erschallen. Da auf diese Menschen schon gar keine Aufsicht Statt findet, so wird man leicht zum Voraus vermuthen, dass diess bei den graduirten Ärzten noch weit weniger der Fall sei. Diese opfern

daher oft ihren Meinungen und ihren Versuchen das Wohl der leidenden Menschheit auf, ohne dass es irgend jemand einfiele, sie dabei zu kontrolliren. Ich könnte, wenn es hier der Ort dazu wäre, mehrere Beispiele davon anführen.

Auf die Güte und gehörige Einrichtung der Apotheken wird eben so wenig geachtet, und man darf ja nicht glauben, dass die anerkannt vorzüglichen Kenntnisse der französischen gelehrten Chemiker auch einen unbedingt wohlthätigen Einfluss auf die Apotheken gehabt haben. So verschrieb ich in einer bekannten Pariser Apotheke *Naphtha Vitrioli* und *Liquor cornu cervi succinatus*, und der Kranke erhielt eine ätzendsaure Mischung, worin harzige Klumpen umher schwammen. Als ich den Apotheker hierüber zur Rede stellte, gestand er, dass er, anstatt der verschriebenen *Naphtha*, Vitriolspiritus angewandt habe, weil er das Wort *Naphtha* gar nicht kenne, wofür die Franzosen das Wort *Aether* gebrauchen. Hier war offenbar Unwissenheit und Unbesonnenheit in traurigem Vereine; denn wenn er auch das Synonym *Naphtha* nicht kannte, wer hiess ihm in diesem Fall ohne nähere Erkundigung das Rezept überhaupt verfertigen, und ein so schädliches Ding, als Vitriolspiritus

beim inneren Gebrauche werden kann, zu substituiren.

Eben so schlecht, wie es in dem angeführten Punkte bestellt ist, sieht es auch mit der öffentlichen Reinlichkeit aus, und der alte Schimpfname *Lutetia* ist noch jetzt passlich und anwendbar. Jeder selbst kurzdauernde Regen erzeugt in den Gassen von Paris schon einen gewaltigen Koth, und es gibt mehrere Gassen, wo der Koth auch im Sommer nie austrocknet; dahingegen (eine löbliche Einrichtung) in andern oft durch Wasserkarren der unerträgliche Staub gedämpft werden muss. Es würde eine ungeheure Anzahl von Menschen erfordern, diesen Gassenkoth in allen Winkeln von Paris wegzuräumen; aber selbst in den Hauptgassen geschieht diess nicht einmal hinlänglich. Das Schändlichste ist aber, dass niemand unter den geringeren Volksklassen sich scheuet, der Göttin Cloacina am lichten Tage öffentlich auf den Gassen zu opfern, so dass es mehrere Orte gibt, wo man nicht ohne Ekel und Abscheu zur Erde niederblicken darf. Vorzüglich ist diess an stilleren Plätzen und Strafsen der Fall, welche doch aber mitten in Paris liegen. Überall, wo ein Mensch nicht fürchten muss, von der Menge der Vorübergehenden umgestossen zu werden, da

bringt er sein Opfer ungescheuet. Auch auf den Gemüse- Fisch- und Federviehmärkten wird Gelegenheit genug zu verpestenden Ausdünstungen gegeben; sie verrathen sich schon von Ferne durch einen ekelhaft süßlichen Geruch, und der Schmutz und Koth übersteigt hier fast alle Beschreibung. Um die Zeit des Einmachens verschiedener Früchte sah man an vielen Häusern große Haufen der unbrauchbaren Hüllen auf den Gassen liegen.

Ferner kann es unmöglich mit einer guten medizinischen Polizei bestehen, dass in einigen Vorstädten eine Menge von Handwerkern und Fabriken zusammengedrängt sind, welche auf die Gesundheit durchaus einen nachtheiligen Einfluss haben müssen. Hier liegen Lohgerbereien, Seifensiedereien, Salpeterfabriken u. s. w. beisammen. Die letzteren, so nützlich sie dem kriegerischen Staate waren, hätten wohl auf keinen Fall innerhalb der Stadtmauern geduldet werden sollen, da die von Koth und Unrath aufgethürmten Haufen, welche den Salpeter erzeugen, ganz unerträgliche Ausdünstungen veranlassen, welche ein ungünstiger Wind oft in die Stadt selbst hineintreibt.

In Rücksicht der zweckmäßigen Beerdigungsplätze, hat Paris der Revolution in der That sehr viel zu danken, welches einem

Jeden um so mehr einleuchten wird, wenn er weiss, in welchen engen Gassen zum Theile die ehemaligen Kirchenbegräbnisse verstattet waren. Jetzt sind für Paris drei Begräbnissplätze ausserhalb der Stadtmauern angewiesen, wovon der eine freilich auch besser gelegen sein könnte. Diess ist nämlich der bei Montmartre, welcher ziemlich vertieft liegt und überdem von dem angränzenden Hügel so bedeckt wird, dass kein gehöriger Zugang der freien Luft von dieser Seite her Statt findet, und die stockenden fauligen Dünste bei gewissen Winden dennoch recht brühwarm nach Paris gelangen können. Doch scheint es, als ob auch zur Abstellung dieses Übels Hoffnung wäre; denn wie ich hörte, sollen andere geräumigere Begräbnissplätze eingerichtet werden. Bekannt ist es übrigens, dass die Grabstätten auch mit Kalke versehen werden, um die der Gesundheit nachtheiligen Ausdünstungen so viel als möglich zu verhindern. Auch scheint man jetzt auf die üble Gewohnheit Rücksicht zu nehmen, vermöge welcher die Todten unglaublich schnell begraben werden; denn es sollen *Leichentempel* (*Temples funéraires*) erbauet werden, wo die Verstorbenen einige Tage lang vor dem Begräbnisse stehen bleiben können. Da das frühe Begraben in einer so volkreichen

Stadt als Paris wohl vorzüglich wegen des Mangels an Raum in den vollgepfropften Wohnungen geschieht, so ist diese von Hufelands Leichenhäusern entlehnte Einrichtung gewiss die zweckmässigste, welche sich treffen liesse, und die Ausführung dieses Plans ist sehr wünschenswerth. Zugleich aber ist zu hoffen, dass gerichtlicher Zwang die Überlebenden verpflichte, ihren verstorbenen Verwandten auch wirklich in jenem Tempel eine Henkersfrist (man verzeihe diesen gewiss in manchen Fällen buchstäblich passenden Ausdruck) zu gönnen; denn wenn man den Gebrauch dieser zweckmässigen Vorkehrung der bloßen Willkühr der Pariser überliesse, so möchte es wohl mit den Pariser Leichenhäusern eben so gehen, als mit dem zu Weimar errichteten, von welchem kein Mensch Gebrauch macht, noch beinahe jemals gemacht hat.

Die Rettungsanstalten für plötzlich verunglückte Personen sind äusserst vernachlässigt, und doch kommen plötzliche Unglücksfälle von mancherlei Art sehr häufig vor. Ich sah mehrmals Leute übergefahren werden. Diess geschieht vorzüglich durch die sogenannten Cabriolets, welche mit ungestümer Schnelligkeit durch die engsten Gassen dahinrollen, und dem Unachtsamen oft am Leben,

noch öfter aber an der Reinlichkeit seines Anzuges drohen. Es ist schon einmal ein Gesetz gegen das zu schnelle Fahren dieser Cabriolets bekannt gemacht worden; aber es ist eben so schwer, hier ein bestimmtes Maass der Geschwindigkeit zu geben, als auf die Befolgung jenes Gesetzes in allen Fällen zu wachen. Allerdings gehört aber ein solches Unwesen in so fern mit vor den Richterstuhl einer guten medizinischen Polizei, als dadurch oft Gesundheit und Leben der Pariser in Gefahr kommen. Das Ertrinken ist bei dem vielen Verkehr auf der Seine gar nichts Seltenes; auch habe ich verschiedene Male auf den Brücken und *Quais* gesehen, wie man Leute, welche sich — sonderbar genug! — am lichten Tage vorsätzlich ins Wasser gestürzt hatten, herauszog. Für das Herausziehen solcher Personen ist hinlänglich gesorgt, da sich ohne Zuthun einer medizinischen Polizei immer Leute genug mit Fahrzeugen am Wasser oder auf dem Wasser befinden, die schnell genug herbei eilen können; aber für die gute zweckmäßige Behandlung dieser Verunglückten ist schlecht gesorgt. Man kann also in diesen sowohl als in einigen andern Fällen leider mit vollem Rechte sagen: *Tout comme chez nous!*

II.

*Gutachten des fürstl. Obersanitätskollegiums zu Braunschweig über die Todesart einer, der Angabe nach, erwürgten hochschwangern Person *).*

An die fürstliche Justizkanzlei,

P. M.

Die von der fürstlichen Justizkanzlei dem fürstlichen Obersanitätskollegium unter dem — — kommunizirten Akten, die Untersuchung wegen des plötzlichen Todes der hochschwangern Dienstmagd Katharine Margarethe

*) Nach den Votis Sr. Exzellenz, des Hrn. Geheimenraths MAHNER, der Herren Leibmedici POTT, HR. SOMMER, HR. MÜLLER und meinem eignen von mir abgefasst.

G. zu L. betreffend, erfolgen, nebst der Anlage, angeschlossen zurück.

Um das darüber verlangte medizinische Gutachten geben zu können, hat das fürstliche Obersanitätskollegium folgende darin enthaltene Thatsachen in Erwägung gezogen:

Die Dienstmagd Katharine Margarethe G., im Dienste des Halbspänners Johann Konrad K. zu L., war im achten Monate schwanger, und hatte am 23sten Januar d. J. gegen den Leineweber Johann Dieterich M. daselbst geklagt, dass dieser sie geschwängert habe, und sich auf nichts einlassen wolle. Am 13ten Februar fand man sie des Morgens todt in Bette. Nach der gerichtlichen Aussage des Amtschirurgus N., der sogleich hinzugerufen wurde, war der Körper schon ganz steif, und ein linnenenes Tuch war so fest um den Hals geknüpft, dass er kaum den Knoten habe öffnen können. Dieser Knoten war, nach der Aussage des Chirurgus, links geschürzt, wie es von solchen Leuten, die sich links gewöhnt haben, zu geschehen pflege, was ihm, dem Chirurgus, darum sogleich auffiel, weil er selbst sich links gewöhnt habe. Zugleich sagte, bei der Vernehmung vom 15. Febr., dieser N. aus, auch der angebliche Stuprator

des Mädchens sei links (Act. vol. 1. fol. 20^b.), welches er auch, der Aussage des Gogräfen H. zufolge (Act. vol. 1. Fol. 23) gleich bei der Untersuchung der Leiche geäussert haben soll. Doch nimmt der Amtschirurgus diese Aussage in der Vernehmung vom 23. Febr. in so weit zurück, dass er nichts weiter gesagt habe, oder doch nichts weiter habe sagen wollen, als, dass wenn Johann Dieterich M. den Knoten gemacht habe, er links sein müsse (A. vol. 1. fol. 70^b.). Er fand die Leiche im Bette liegend, mit dem Gesichte nach der rechten Seite zugewendet, den rechten Arm in der Höhe, neben dem Kopfe, den linken auf dem obern Theile des Unterleibes liegend. Da er sie schon ganz steif fand, so nahm er weiter nichts mit ihr vor, als dass er das Tuch um den Hals losband, wobei die in den Lungen zurückgehaltene Luft mit vielem Geräusche ausströmte, und ein blutiger Schleim aus Nase und Mund vordrang (Act. vol. 1. fol. 65.), dass er dann nach der Bewegung der Frucht fühlte, wovon er aber nichts mehr wahrnahm, und desshalb die Leiche unverändert liegen liess. Das bei den Akten befindliche, auf Befehl der fürstlichen Justizkanzlei von dem Chirurgus N. genau, wie er es um den Hals der Verstorbenen gefunden, geschürzte Tuch ist allerdings links

geschürzt, wie viele Menschen, die sich nicht links gewöhnt haben, es in der Regel nicht zu schürzen pflegen, wenn sie einen Knoten machen wollen.

Aus der nachmaligen Untersuchung ergab sich, was die Verstorbene selbst anbetrifft, dass sie mit vielen jungen Burschen vertrauten Umgang gehabt, ihre Schwangerschaft gar nicht verhehlt, und überhaupt keine Bekümmerniss darüber gezeigt haben soll. Am Abend vor ihrem Tode war sie noch bis spät gegen elf Uhr in Gesellschaft mehrerer Personen gewesen, die alle darin übereinkommen, dass sie durchaus nichts Ungewöhnliches an ihr verspürt, und am wenigsten einige Traurigkeit an ihr wahrgenommen haben. (Vergl. die Verhørsprotokolle vom 14. Februar Vol. 1. fol. 13. sq.) Eben das versichert die Ehefrau ihres Dienstherrn (Act. Vol. 1. fol. 3.), welche sie durchaus nicht anders, als vorher immer, befunden, und überall keine Unruhe an ihr bemerkt hat. Um elf Uhr Abends hat sie, nach Aussage derselben, sich schlafen gelegt. Links ist sie nicht gewesen (Act. Vol. 2. fol. 5^b, 7^a. u. b. und 8^b). Das Halstuch, das man nach ihrem Tode um ihren Hals gefunden hat, trug sie bis etwa vierzehn Tage vor demselben an

Tage, seit der Zeit aber ein andres, ohne dass auszumitteln ist, ob sie des Nachts überhaupt eins, und namentlich das nach ihrem Tode an ihrem Halse gefundene Tuch zu tragen, und ob sie es dann dicht oder locker um den Hals zu binden pflegte, da sie bei Tage ihre Halstücher nur umschlug. Übrigens ist von brennenden Kohlen oder andern schädliche Dünste verbreitenden Substanzen in der Kammer nichts gefunden worden (Vol. 2. fol. 6, 8 u. 9^b).

Bei der medizinisch-gerichtlichen Untersuchung der Leiche, die am Tage nach ihrem Tode vorgenommen wurde, fand man sie, laut dem Sektionsprotokoll (A. vol. 1. fol. 16) und dem Fundschein (l. c. fol. 65.), noch in derselben ruhigen Lage im Bette, in welcher sie gestern der Wundarzt und der Gogräfe, und späterhin auch die Gerichtspersonen selbst, gefunden und verlassen hatten. Äusserlich fand man, dem Fundschein zufolge, den Körper, nachdem er entkleidet war, mit sogenannten Todtenflecken wie übersäet, jedoch mehr am Halse und auf der Brust, weniger an den übrigen Theilen. Auch bemerkten die Obduzenten am Unterleibe, und zwar mehr auf der rechten als auf der linken Seite, eine grosse Menge grö-

fserer und kleinerer Blasen, wie Brandblasen, die beim Öffnen eine helle, gelbliche Feuchtigkeit ergossen. Am Halse fanden sie die Eindrücke einer doppelten Korallenschnur, welche die Defunkta noch umgebunden hatte, und die, dem Fundscheine zufolge, wahrscheinlich durch den Druck des Tuchs so fest eingedrückt waren. (In dem Sektionsprotokolle heisst es Fol. a. 16^b.: Ein korallenes Halsband war der Entseelten fest um den Hals. Es versicherte aber der Amtschirurgus N., dass solches gestern ganz schlaff gewesen sei, und dass es sich nur durch das Anschwellen des Körpers fest angelegt habe.) Der Hals war sehr angeschwollen, mehr rechts, als links. Aus der Nase und dem Munde floss ein blutiger Schleim, die Zunge hing etwas aus dem Munde heraus, und war fest zwischen die Zähne eingeklemmt. Die Schamtheile waren sehr erschlaft, die Nymphen und die Klitoris standen aus ihnen hervor, und es hatte sich aus denselben eine beträchtliche Menge Schleims ergossen. Übrigens war an dem ganzen Körper keine Spur irgend einer geschehenen Gewalt zu bemerken.

Bei der spezielleren Untersuchung, zunächst des Kopfs, bemerkten die Obduzenten, nachdem die äusseren unverletzt befunden.

denen Decken des Schädels weggenommen waren, folgendes:

1. Die äusseren Gefäße, sowohl Arterien als Venen, waren sehr mit Blut überfüllt.
2. Beim Durchsägen der Hirnschale ergossen die Schladern auf beiden Seiten, mehr aber auf der rechten als auf der linken Seite, sehr viel Blut.
3. Nach abgenommenen Schädelknochen strömte aus den die Knochen perforirenden Gefäßen eine beträchtliche Quantität Bluts; auch waren die äusseren Gefäße der harten Hirnhaut strotzend von Blut.
4. Noch blutreicher fanden die Obduzenten, nach aufgehobenen Hirnhäuten, die superfiziellen Gefäße des Gehirns, mehr aber auf der rechten, als auf der linken Seite. Auch fanden sie rechts ein Blutextravasat von etwa einer halben Unze.
5. Der Sinus falciformis und die beiden Sinus laterales waren weniger mit Blut angefüllt. Äusserst blutreich hingegen fanden sie alle andre Sinus, jedoch stärker auf der rechten, als auf der linken Seite. Auf der Grundfläche des Gehirns war die Überfüllung der Gefäße gleichförmig.
6. In den Hirnhöhlen fand sich eine mässige Menge einer hellen Flüssigkeit, jedoch kein Blut. Indess waren die gestreiften

Körper (*Corpora striata*), besonders der rechte, und die Aderstränge (*Plexus choroidei*) von Blut strotzend.

Um den Rachen gehörig untersuchen zu können, mussten die Schläfenmuskeln und die Kaumuskeln durchschnitten werden, indem die Zähne fest auf einander schlossen, und die Zunge eingeklemmt hielten. Die Obduzenten fanden aber in dem Rachen nichts Regelwidriges, etwas Brei von den am Abend vorher genossenen Speisen ausgenommen. Die Zunge war völlig unbeschädigt, und an ihr nicht einmal die Eindrücke der Zähne zu bemerken.

Beim Öffnen des Unterleibes strömte eine große Menge Luft und etwas Wasser mit vielem Geräusche aus. Die Gedärme waren von Speisen ziemlich leer, aber mit Luft überfüllt. Die Blase war ganz leer. Das Netz von gehöriger Beschaffenheit. Der Magen war gesundheitsgemäfs beschaffen, und enthielt noch etwas von den am vorigen Abend genossenen Speisen. Leber und Milz wichen durchaus nicht von der gesundheitsgemäfsen Beschaffenheit ab. So auch die Nieren; so dass überhaupt an allen Eingeweiden des Unterleibes ohne Ausnahme kein kränklicher Zustand zu bemerken war.

Der schwangere Uterus war von gehöriger Farbe und Beschaffenheit. Der Eierstock an der rechten Seite hatte einen gelben Körper von beträchtlicher Größe. Beim Touchiren fand man die Mutterscheide sehr ausgedehnt und erschlafft; den Muttermund rundlich. Beim Öffnen der Gebärmutter ergoss sich das Kindswasser in beträchtlicher Menge, und man fand ein fast ausgewachsenes, völlig gesundheitsgemäfs gebildetes Kind, männlichen Geschlechts, in der zu einer natürlichen Geburt erforderlichen Lage. Es hatte bereits Nägel auf den Fingern, Haare auf dem Kopfe, und war mit dem käsigten Firniss ganz überzogen. Es war vollkommen lebensfähig, und am Ende des achten Monats.

Bei der Öffnung der Brusthöhle fanden die Obduzenten, als sie zuerst den Kehlkopf und die Luftröhre untersuchten, diese Theile ganz unverletzt, ohne Spuren einer äusseren Gewaltthätigkeit. Die Lungen waren fast überall mit dem Brustfell verwachsen, übrigens völlig gesundheitsgemäfs, nur dass sie ziemlich mit Blut angefüllt waren. Beim Zerschneiden gaben sie ein schäumendes Blut von sich, und die in ihnen enthaltene Luft strömte mit einem knisternden Geräusche aus. Übrigens waren die Lungen bedeutend kleiner,

als sie sonst wohl zu sein pflegen. In dem geöffneten Herzbeutel fanden die Obduzenten eine verhältnissmäßige Menge Herzbeutel-feuchtigkeit. Das Herz selbst war von beträchtlicher Grösse, und durchaus gesundheitsgemäfs. Auch fand sich in dem geöffneten Herzen nichts Regelwidriges.

Aus diesen Thatsachen schliessen die Obduzenten, dass es „mehr als hinreichend erwiesen sei, dass das feste Binden des linneenen Tuches um den Hals der Defunkta als die einzige Todesursache anzusehen sei, indem dadurch nicht allein das Athemholen erschwert, sondern auch das Blut so sehr im Kopfe angehäuft worden, dass daraus ein apoplektischer Zustand habe entstehen müssen. — Es sei um so unbezweifelter gewiss, dass dieses einzig und allein die Todesursache gewesen, da im ganzen Verlaufe der Sektion alle übrigen, sowohl inneren, als äusseren Theile des Körpers in einem völlig gesunden Zustande waren.“

Dass aber nicht die Defunkta selbst auf diese Weise sich habe ermorden können, dafür haben die Obduzenten folgende Gründe:

1. Das um ihren Hals gefundene Tuch war mit zwei Knoten fest geschürzt, da sie

doch, wenn sie den Knoten selbst geschürzt hätte, nur Einen Knoten hätte machen können, indem sie gewiss nicht so viel Besonnenheit würde behalten haben, das Knüpfen des zweiten Knotens, zumal so vollkommen, zu vollbringen, als er gefunden wurde.

2. Hätte sie sich selbst erwürgt, so würde sie, der Bequemlichkeit und des bessern Ankommens wegen, den Knoten eher vorn am Halse, als an der linken Seite desselben gemacht haben.

3. Die ruhige Lage, in welcher man die Verstorbene in ihrem Bette fand, sei höchstwahrscheinlich erkünstelt gewesen, und von dem Mörder, nach vollbrachtem Mord, zur Vermeidung des Argwohns einer geschehenen Gewaltthätigkeit veranstaltet worden. Wenigstens sei es den Obduzenten nicht wahrscheinlich, dass die Defunkta im Todeskampfe sich so ruhig sollte verhalten haben, wenn auch ihre Körperbewegungen bloß unwillkührliche Zuckungen und Verdrehungen des Körpers gewesen wären.

4. Dazu kommt, dass die Verstorbene am Abend vor ihrem Tode in ihrem Betragen gar nicht anders war, als zuvor, und durchaus keine Unruhe des Gemüths verrieth.

5. Endlich sieht man auch nicht ein, was die Defunkta zu diesem Selbstmorde hätte bewegen können, da sie ihre Schwangerschaft gar nicht verheimlicht, auch ihren angeblichen Stuprator bereits gerichtlich belangt hatte. —

Bei der Voraussetzung eines Mordes musste der erste Gedanke auf den angeblichen Stuprator, der bereits zusammt der Verstorbenen, auf die Anklage derselben, vor Gericht gefordert worden war, fallen. Da nun derselbe bei den ersten Verhören sich widersprach, indem er zuerst angab, er sei am Abend vor dem Tode der Verstorbenen nicht ausser Hause gewesen (*Act. Vol. 1. fol. 4^b.*), späterhin aber, da diese Aussage nicht mit der seiner Mutter und seiner übrigen Hausgenossen übereinstimmte, sie dahin abänderte, dass er Abends von 8 bis 10 Uhr ausgewesen sei (*Ibid. fol. 8.*); da er ferner zwar ableugnete, die Verstorbene geschwängert zu haben, dennoch aber eingestand, dass er zu ihr gegangen und bei ihr im Bette gelegen, folglich einen lüderlichen Lebenswandel mit ihr geführt habe (*Ibid. 3^b.*), und da man, als man ihn zu der Leiche der Verstorbenen führte, eine erzwungene Dreistigkeit (die doch bei einem ungebildeten Menschen, der sich in

einer solchen Lage freimüthig und unbefangen zu betragen wünscht, auch wenn sein Gewissen noch so rein ist, bei dem Anblick der Leiche einer Person, mit welcher er in einem solchen Verhältnisse stand, kaum anders zu erwarten ist) bei ihm wahrnahm, so nahm man ihn in Verhaft. Aus nachherigen Verhören ergab sich noch, dass er am Abend vor dem Tode der Verstorbenen niedergeschlagen und traurig gewesen (Act. Vol. 1. fol. 29^b, 48^b, 49, 50.), und dass er nach seiner ersten Aussage im letzten Jahre nur ein Mal (A. V. 1. fol. 4.), nach einem spätern Geständnisse aber (Vol. 2. fol. 1.) zwei Mal zu der Verstorbenen gegangen sei. Da aber auf der andern Seite der Tod der plötzlich verstorbenen Magd in der Nacht vom 12ten auf den 13ten Februar nach elf Uhr erfolgt ist, der angebliche Stuprator derselben aber, nach der Angabe seiner Mutter, sich schon um 10 Uhr in der Stube der letztern ausgekleidet, seine Kleidungsstücke daselbst gelassen hat, und über die Hausflur zur Schlafkammer gegangen ist, wo ihn sein Bruder zwischen elf und zwölf Uhr, als dieser sich schlafen legte, im Bette fand; da ferner der letzte von einem Wiederaufstehen desselben nichts bemerkt haben will, was er doch, da er vorn im Bette, sein Bruder aber an der Wand geschlafen,

leicht hätte bemerken können, und da, ungeachtet aller Nachforschungen, auf den Verhafteten weiter kein Verdacht zu bringen stand, so wurde derselbe zwar unter genauer Aufsicht behalten, aber der Haft wieder entlassen. (Act. Vol. 2. fol. 45.) Links ist dieser Mensch nicht. (Vol. 1. fol. 59, 60.)

Auch auf den in demselben Dienste mit der Verstorbenen stehenden Knecht, Johann Heinrich K., wurde bei der Untersuchung genaue Rücksicht genommen, nicht nur, weil er, ungeachtet seines Leugnens, dass er mit der Verstorbenen unerlaubten Umgang gehabt, doch überführt wurde, dass er einmal während der Nacht unangekleidet bei ihr im Bette angetroffen sei (Act. Vol. 2. fol. 37.), sondern weil es auch schien, dass er absichtlich vom Anfange der Untersuchung an den Verdacht auf den angeblichen Stuprator zu lenken gesucht habe. Indess war auch auf diesen weiter nichts zu bringen, und, der Aussage seiner Dienstherrschaft zufolge (Act. Vol. 2. fol. 27, 28.), hat sich derselbe sowohl bei der ersten Entdeckung des plötzlichen Todesfalls, auch nachher, durchaus unbefangen, und späterhin selbst fröhlich betragen, so dass, ausser einer genauen Aufsicht, weiter nichts gegen ihn verhängt werden konnte.

Endlich ergab die Untersuchung den auf den ersten Anblick auffallenden Umstand, dass der Dienstherr der Verstorbenen sich links gewöhnt hat. Er selbst gesteht diess indessen, nach dem Urtheile des fürstlichen Amtes C. (Act. Vol. 2. fol. 43.), so freimüthig ein, und sein bisheriges Betragen und seine durchgehends bewiesene Unbefangenheit erlaubt (dem Urtheile des genannten fürstlichen Amtes zufolge) kaum den Gedanken, dass er der Mörder sein könne.

Zu diesem Allen kommt, dass sowohl der Nachtwächter, als die zur Zeit der Braunschweigischen Messe ausgestellten Wachen, in der Nacht des plötzlichen Todesfalls, von welchem die Rede ist, durchaus Niemand auf den Strassen wahrgenommen haben, ausser zwischen 9 und 10 Uhr einen Bäcker, auf den durchaus kein Verdacht fallen konnte, und dass auf die von Serenissimo (Act. Vol. 1. fol. 75.) genehmigte, vermittelt öffentlicher Bekanntmachung ausgetobene Prämie von hundert Thalern für den Entdecker eines hier obwaltenden Mordes ohne alle Wirkung geblieben ist.

Die dem fürstlichen Obersanitätskollegium vorgelegte Frage ist folgende:

Welcher der beiden Fälle, ob, dass die Verstorbene gewaltsamer Weise ermordet, oder aber eines natürlichen Todes gestorben, als gewiss anzunehmen, oder wenigstens der wahrscheinlichste sei?

Den in dem vorstehenden Auszuge aus den Akten enthaltenen Thatsachen zufolge, kann diese Frage nicht anders beantwortet werden, als dass es im höchsten Grade wahrscheinlich, ja gewiss sei, die Verstorbene sei nicht gewaltsamer Weise gemordet. Unbedenklich kann auch das fürstliche Obersanitätskollegium diese ganz bestimmte Antwort geben. Denn selbst in dem unwahrscheinlichen Falle, dass bei fortgesetzter Nachforschung ein hier verübter Mord entdeckt werden sollte, würde doch die mit hinlänglichen Gründen unterstützte Behauptung, dass aus den jetzt bekannten Thatsachen, und insonderheit aus dem, was der Fundschein ergiebt, auf eine Ermordung sich nicht schliessen lasse, in ihrem Werthe bleiben.

Die verstorbene Magd, Katharine Margarethe G., ist nicht vermittelt des um ihren

Hals befestigt gefundenen Tuchs gewaltthätiger Weise erwürgt, sonst hätte man an dem Halse ihrer Leiche eine sehr bedeutende Blutunterlaufung (*Sugillatio*, *Ecchymosis*) wahrnehmen müssen. Das einzige sichere und wesentliche Merkmal einer während des Lebens Statt gefundenen Zusammenschnürung des Halses, welche den Tod bewirkte, ist diese Sugillation, die eine nothwendige Wirkung der Lebensthätigkeit der Blutgefäße ist, in welchen die Bewegung des Bluts hier gestört und gehemmt ist. Der Mangel dieser Sugillation ist als ein sicherer Beweis anzusehen, dass ein angelegter Strang, ein festgeschürztes Tuch, oder was man sonst nach dem Tode um den Hals gelegt findet, den Tod nicht bewirkt habe. Auch sind hierüber alle Ärzte, durch Gründe und Erfahrung geleitet, einverstanden, und man könnte, wenn es dessen bedürfte, eine Menge von Aussprüchen berühmter Lehrer der gerichtlichen Arzneikunde als Beläge hier häufen. Es mag genug sein, einiger wenigen zu erwähnen. PLOUCQUET (Abhandl. über die gewalts. Todesarten. Aufl. 2. S. 164.) sagt: „Ausserdem verräth sich das Erwürgen durch hinterlassene Spuren am Halse, nämlich Sugillationen u. s. w.“ — LODER (Anfangsgr. d. physiol. Anthropol. u. der Staats-

arzneikunde. Aufl. 3. S. 570.) giebt unter den Regeln bei den Untersuchungen über Erstickung auch folgende; „Man untersucht den Hals, ob die Spur des Erhängens an demselben zu sehen.“ — METZGER (Kurzgefasstes System der gerichtl. Arzneiw. Aufl. 2. §. 188.) sagt: „— so geschieht das Erhängen, Erwürgen, Erdrosseln durch einen Strick, Strang, Band, oder mit den Händen des Mörders selbst, welche Werkzeuge jederzeit am Halse einen sugillirten Eindruck als Merkmal der beim Leben geschehenen Gewalt hinterlassen. Und weiterhin (§. 189.): „Sollte hingegen ein Eindruck von einem Strang zwar zugegen, derselbe aber gar nicht sugillirt, sondern die eingedrückte Haut der übrigen gleich sein, so ist gewiss, dass der Strick erst nach dem durch eine anderweitige Ursache erfolgten Tode angelegt worden.“

In dem vorliegenden Falle ist eine solche Sugillation nicht vorhanden gewesen, wie man mit Sicherheit daraus schliessen kann und muss, dass in dem Fundscheine weder ihrer, noch einer nähern Untersuchung derselben erwähnt ist, obwohl zu wünschen wäre, dass die Obduzenten auch die Nichtgegenwart dieses Merkmals, als einen hier so sehr wichtigen Umstand, ausdrücklich ange-

merkt hätten. In dem Fundscheine wird nur gesagt: „Der ganze Körper sei mit sogenannten Todtenflecken wie übersäet gewesen, jedoch mehr am Halse und an der Brust, weniger an den übrigen Theilen.“ Allein häufige Todtenflecke sind an den Leichen apoplektisch gestorbener Menschen bekanntlich eine sehr gewöhnliche Erscheinung, und hier müssen sie nicht einmal die sonst oft ziemlich grofse Ähnlichkeit mit wahren Sugillationen gehabt haben, weil sonst die Obduzenten ohne Zweifel durch Einschnitte in diese Todtenflecke, besonders am Halse, sich näher würden überzeugt haben, ob hier wirkliche Sugillationen, oder nur Todtenflecke vorhanden waren. Es wird ferner in dem Fundscheine gesagt: „der Hals sei sehr angeschwollen gewesen, mehr rechts als links.“ Allein auch dieses Anschwellen des Halses ist bei Menschen, die vom Schlage gerührt werden, eine Erscheinung, die ganz in der Regel ist, und keinesweges mit jenen Sugillationen in Eine Klasse zu werfen, oder als ein Merkmal gewaltsamer Erdrösselung anzusehen. Es wird endlich in dem Fundscheine angemerkt: „Am Halse habe man Eindrücke einer doppelten Korallenschnur gefunden, so die Defunkta noch umgebunden gehabt, und die wahrscheinlich durch den Druck des Tuchs

so fest eingedrückt wären.“ Allein nicht zu gedenken, dass, dem gerichtlichen Sektionsprotokolle zufolge, der Amtschirurgus N. ausgesagt hat: dieses korallene Halsband sei gestern noch ganz schlaff gewesen, und habe sich nur durch das Anschwellen des Körpers fest angelegt, so ist aus den Worten des Fundscheins selbst erweislich, dass die Vermuthung, es seien die Korallen durch den Druck des Tuchs so fest eingedrückt, ungegründet ist. Wäre sie gegründet, so hätten alle diese Koralleneindrücke starke Sugillationen nothwendig veranlasst haben müssen. Solche Sugillationen waren aber nicht da; denn ohne allen Zweifel würden sie sonst genauer untersucht und in dem Fundscheine angemerkt sein. — Dieser gänzliche Mangel von Sugillationen am Halse ist als ein hinlänglicher Beweis anzusehen, dass die Verstorbene durch das um ihren Hals gefundene Tuch nicht gewaltsam erwürgt sei.

Dazu kommt aber noch, dass selbst aus dem Fundscheine sich einige andre Umstände ergeben, die einen Schlagfluss von innerlicher Ursache muthmassen lassen. Denn der Mangel von sichtbarer Zerstörung des organischen Baues in den übrigen Theilen des Körpers, der sich bei der Sektion zeigte, ist

keinesweges als ein nur einigermaßen bündiger Beweis anzusehen, dass hier kein Schlagfluss von innerlicher Ursache Statt finde, weil bekanntlich bei der Sektion Apoplektisch-gestorbener, ausser der Veränderung im Gehirn, häufig gar nichts Ungewöhnliches gefunden wird. Und selbst diese wahrnehmbare Veränderung am Gehirn findet nicht in allen Fällen Statt. „Schon seit VAROLI's Zeiten, sagt SPRENGEL (Handb. d. Pathol. Th. 3, S. 269. §. 454.), hat es Schriftsteller gegeben, welche gar keine Spuren dieser Krankheit nach dem Tode antreffen zu können versicherten. Diess ist auch in gewisser Rücksicht wahr, weil es eine Art des Schlagflusses giebt, welche keine Spuren nach dem Tode zurücklässt.“ Die Umstände, welche hier Aufmerksamkeit verdienen, sind nämlich theils die am Körper gefundenen häufigen Brandblasen, theils das auffallend gröfsere Leiden der rechten als der linken Seite des Körpers. Jene setzen bei dem Mangel einer äusserlichen Veranlassung eine kränkliche Körperbeschaffenheit voraus, und dieses ist bei weitem mehr in der Regel eine Erscheinung des Schlagflusses von innerlicher Ursache, als eines gewaltthätigen Erdrosselns. Ja, was noch mehr ist: wäre die Verstorbene erdrosselt, so ist es wahrscheinlich, dass, da der Knoten des um

ihren Hals gefundenen Tuchs an der linken Seite desselben geschürzt war, diese linke Seite, als der Gewalt am unmittelbarsten ausgesetzt, am meisten müsse gelitten haben, da dieß doch vielmehr der Fall bei der rechten Körperseite war.

Das fürstliche Obersanitätskollegium könnte sich begnügen, diese Antwort auf die ihm vorgelegte Frage ertheilt zu haben, ohne sich weiter auf eine Untersuchung einzulassen, wie denn die Verstorbene eigentlich ums Leben gekommen sei. Genug, dass durch das Vorstehende bewiesen wird, sie sei, so viel man aus den vorhandenen Thatsachen nach den Grundsätzen der Arzneikunde schliessen kann, nicht gewaltthätig ermordet. Da indess diese Thatsachen Umstände an die Hand geben, aus denen man mit Wahrscheinlichkeit auf die Todesart der Verstorbenen schliessen kann, so ist es nicht überflüssig, auch dieser Umstände hier zu erwähnen.

Es ist nämlich wahrscheinlich, dass die verstorbene Katharine Margarethe G. vom Schläge gerührt oder apoplektisch gestorben sei. Der Schlagfluss befällt zuweilen ohne alle Vorboten, und das vorhergegangene Wohlbefinden eines Menschen ist nie als ein sicherer

Beweis anzusehen, dass er nicht, falls er plötzlich stirbt, vom Schlage könne gerührt sein.

Es ergeben sich aus den Akten Umstände, welche zeigen, dass bei der Verstorbenen prädisponirende Ursachen Statt fanden, welche sie zur Entstehung des Stick- und Schlagflusses geneigter machten, als andre Personen, der Regel nach, unter ähnlichen Umständen zu sein pflegen, und dass gelegentliche Ursachen auf sie wirkten, die, bei jener Anlage, möglicherweise wohl einen Tod durch Schlagfluss bewirken konnten.

Als prädisponirt zum Schlagflusse anzusehen ist die Verstorbene besonders zunächst wegen der regelwidrigen Beschaffenheit ihrer Lungen. Dem Fundscheine zufolge waren ihre Lungen zwar übrigens gesund, aber fast überall mit dem Brustfelle verwachsen, und bedeutend kleiner, als sie wohl sonst zu sein pflegen. Nothwendig müssen Lungen, die fast überall angewachsen und bedeutend klein sind, zum Athemholen minder tauglich sein, als gesunde, freiliegende und große Lungen, die sich mit mehrerer Leichtigkeit und zu einem größeren Umfange entfalten, folglich eine größere Menge Bluts,

das von dem vorderen Theile des Herzens zu dem hinteren Theile desselben durch sie durchströmen soll, aufnehmen können. Nothwendig muss bei dieser angewachsenen und kleinen Beschaffenheit der Lungen das Blut sich leicht in ihnen anhäufen, das Herz ungewöhnlich ausdehnen (wodurch denn auch die in dem Fundscheine angemerkte merkliche Grösse des Herzens sich erklärt, die immer, sobald sie in dem Maasse unverhältnissmässig wird, dass sie eine Erwähnung im Fundscheine verdient, ein Beweis der Schwäche des Herzens ist), ein Stauen des Bluts in den grossen Venen am Herzen, und so auch einen verzögerten Rückfluss des Blutes vom Kopfe durch die Jugularvenen, und auf diese Weise eine Neigung zu Blutanhäufungen im Kopfe veranlassen. Dazu kommt, dass in den letzten Zeiträumen der Schwangerschaft, bei der Anfüllung der Bauchhöhle durch die schwangere Gebärmutter, auch bei ganz fehlerfreien Lungen doch das Athmen einigermaassen gehindert wird, weil der Zwerchmuskel nicht, wie im ungeschwängerten Zustande, frei in die Bauchhöhle hinabsteigen, und auf diese Weise die Brust zur gänzlichen Entfaltung der Lungen hinlänglich erweitern kann. Die Anlage zu gestörtem Kreislaufe und dadurch bewirktem Schlagflusse, die schon aus der

regelwidrigen Beschaffenheit der Lungen bei der Verstorbenen sich ergiebt, fand also in einem noch bei weitem höheren Grade eben in den letzten Monaten ihrer Schwangerschaft Statt.

Diese Prädisposition wird nun aber durch die Einwirkung schwächender Ursachen, die überhaupt das Entstehen von Schlagflüssen begünstigen, noch vergrößert. Solche schwächende Ursachen fanden aber hier allerdings Statt. Nicht zu gedenken, dass die Schwangerschaft selbst ein Zustand ist, wodurch der Körper geschwächt wird, zumal wenn sie in einer übrigens so ungünstigen Lage Statt findet, wie die einer unehelich geschwängerten Dienstmagd eines Bauern ist, so sind auch die häufigen Ausschweifungen, welchen die Verstorbene sich überlassen hat, als eben so viele Schwächungsmittel des Nervensystems anzusehen. Auch ist unter den schwächenden Ursachen, die auf die Verstorbene einwirkten, selbst die Winterkälte in Anschlag zu bringen, wie denn auch z. B. Friedrich HOFFMANN (*Fundam. pathol. special.* S. VII. C. I. §. XIX.), CULLEN (*Anfangsgr. d. prakt. Arzneikunst*, B. 3. Ausg. 2. S. 46.), WEICKARD (*Mediz. prakt. Handb.* Ausg. 2. S. 455.) u. A. die Winterkälte unter

den zum Schlagflusse geneigt machenden Ursachen mit aufführen. In der Zeit aber, in welche der Tod der Verstorbenen fällt, war es kalt, und besonders am Tage vor ihrem Tode kaltes Schneewetter (Act. vol. 1. fol. 32^b, fol. 59).

Als sogenannte gelegentliche Ursachen des Schlagflusses, die freilich allein diese Krankheit und den Tod nicht würden bewirkt haben, die ihn aber vielleicht eher bei so (besonders durch die Anwachsung und kleine Beschaffenheit der Lungen) prädisponirtem Körper hervorbringen konnten, ist theils der Druck der schwangeren Gebärmutter auf die Blutgefäße im Unterleibe, vorzüglich bei dem Liegen auf der rechten Seite, auf die untere Hohlader, theils das festangelegte Halstuch anzusehen. Es ist keinesweges undenkbar, dass die im achten Monate schwangere, beträchtlich schwere, Gebärmutter einen solchen Druck auf die Gefäße des Unterleibes, und bei dem Liegen auf der rechten Seite auf die untere Hohlader oder doch auf die Hüftvenen (*Venae iliacae*), besonders die der rechten Seite, ausüben kann, dass dadurch, bei der Anlage dazu durch den kleinen Umfang und die Anwachsung der Lungen, eine Störung des Kreislaufs,

und auf diese Weise der Anfang eines apoplektischen Zufalls entstehen konnte. Ähnlichkeit mit einem solchen Vorgange hat ein von CULLEN (a. a. O. S. 26.) beobachteter Fall einer Person, die eine Speckgeschwulst im Unterleibe hatte, und die, so oft man auf diese Geschwulst drückte, mit einem wahren, jedoch augenblicklich vorübergehenden, Schlagflusse befallen wurde.

Allerdings aber hat wahrscheinlich das festangelegte Halstuch das Entstehen eines völligen Schlagflusses (da es sonst vielleicht bei einem heftigen Schwindelanfalle geblieben wäre) begünstigt. Es war ein kalter Winterabend, und so ist es begreiflich genug, dass die Verstorbene ein Halstuch, das sie, weil es schmutzig war, seit vierzehn Tagen nicht mehr bei Tage trug, um den Hals band. Dass sie es in einen Knoten schürzte, ist etwas sehr Gewöhnliches, und dass sie den Knoten links schürzte, ist ein Umstand von gar keiner Bedeutung, wie man bei einiger Aufmerksamkeit auf sich und Andre leicht findet, da einige Menschen, die übrigens nicht links gewöhnt sind, alle Knoten, Andre doch die Knoten an ihren eigenen Halstüchern links zu schürzen pflegen, ohne sich dessen weiter bewusst zu sein. Bei

jedem wahrhaft apoplektischen Anfalle schwillt der Hals merklich an, so, dass regelmässig den Apoplektischen ihre Halstücher und Hemdekragen zu eng sind während des Anfalls. So konnte dieses Halstuch, das zwar nicht im Stande war, die Verstorbene zu stranguliren, wie es denn nicht einmal eine Sugillation bewirkt hat, doch bei schon vorhandenem Andränge des Bluts zum Kopfe (den auch die horizontale Lage im Bette begünstigte), und bei dadurch bewirktem immer zunehmendem Anschwellen des Halses, die Anhäufung des Bluts im Kopfe bis zum förmlichen Schlaganfall vermehren, so, dass sogar die Zersprengung eines Gefäßes im Kopfe, ein Extravasat, und der Tod bewirkt wurde.

Braunschweig, den — — —.

Fürstlich Braunschweig - Lüneburgischer wirklicher Geheimerath, und zu dem fürstlichen Ober-sanitätskollegium verordnete Präsident, Dekanus und Assessores.

III.

Gutachten des fürstl. Obersanitätskollegiums zu Braunschweig über die einem Krüppel zu ertheilende Erlaubniss, heirathen zu dürfen).*

An das fürstl. Konsistorium zu Wolfenbüttel.

P. M.

Es ist dem fürstlichen Konsistorium gefällig gewesen, dem fürstlichen Obersanitätskollegium unter dem — — 179 — das Gesuch des verstümmelt geborenen Schneiders Barthold E. zu J. —, sich mit Marie Katha-

*) Nach den Votis Sr. Exzellenz, des Hrn. Geheimrath MAHNER, der Herren Leibmedikus POTT, HR. SOMMER, HR. MÜLLER und Doktor CASPARI, von mir abgefasst.

rine G. daselbst verehelichen zu dürfen, nebst den über dieses Gesuch von dem Pastor S. und dem Physikus Dr. M. abgegebenen Berichten, mit dem Wunsche,

nach geschehener Prüfung des von dem Physikus Dr. M. erstatteten Berichts dem fürstlichen Konsistorium ein Gutachten darüber zugehen zu lassen, zu übersenden. Fürstliches Obersanitätskollegium verfehlt nicht, diesem Wunsche, nebst Rücksendung der Aktenstücke, hierdurch Genüge zu leisten.

Aus diesen Aktenstücken ergeben sich folgende Umstände, die bei der Abfassung eines medizinischen Gutachtens in Betracht kommen,

Der jetzt beinahe fünf und vierzigjährige Schneider Barthold E. (dessen sechs und siebenzigjähriger Vater noch lebt) ist von ganz gesunden Ältern gezeugt und so verstümmelt, wie er jetzt ist, geboren worden. Die unteren Gliedmaßen fehlen ihm, bis auf ein Paar kurzer, unvollkommener Stümpfe der Oberschenkel, gänzlich, und statt des rechten Arms hat er gleichfalls nur ein kurzes Stück des Oberarms. Im Übrigen ist er gesund; ist, seiner Aussage nach, nie krank

gewesen; seine Zeugungstheile sind vollkommen gesundheitsgemäß gebildet; er fühlt, wie er sagt, häufig Geschlechtstrieb, und erleidet, wenn er den Beischlaf nicht ausübt, fast wöchentlich zweimal unwillkührliche Ergießungen des Samens im Schlafe. Durch Übung hat er es dahin gebracht, dass er, seines verstümmelten Körpers ungeachtet, selbst Treppen und Leitern steigen, schreiben, nähen, und so sich seinen Unterhalt selbst verschaffen kann *).

Über die Entstehung seiner Verstümmelung ist, dem Berichte des Physikus zufolge, kein anderer Aufschluss zu finden, als folgender: Seine Ältern wurden kurz nach ihrer ehelichen Verbindung beim Hofdienste von

*) Eine Geschicklichkeit, die noch mehr auffallen würde, wenn nicht Beispiele von Personen bekannt wären (wie denn noch vor nicht gar langer Zeit eine in Deutschland umherreiste), die bei dem Mangel der Arme die künstlichsten Verrichtungen mit den Füßen ausüben. In Neu-Granada lebt ein armloser Mensch, der sich mit den Füßen frisirt, barbirt, anzieht, näht, Violine spielt u. s. w. S. F. v. ZACH's monatl. Korrespondenz. April 1800. S. 415. Anmerk. *).

andern mitarbeitenden Leuten geneckt, und der Vater erwiederte häufig auf die Frage: ob er noch nicht Anstalten zur Schwangerschaft seiner Frau gemacht habe?, Kopf und Rumpf seien fertig, er wolle nun bei den Armen und Beinen anfangen. Der Physikus findet es wahrscheinlich, dass durch diese unanständigen Gespräche die Einbildungskraft der schwangern Mutter rege geworden, und dadurch, dass sie sich lebhaft eine solche Verunstaltung ohne Arme und Beine vorgestellt habe, dieser verstümmelte Mensch entstanden sei. (Eine Meinung, die, von allem Übrigen abgesehen, doch schon das gegen sich hat, dass gerade diese Art von unanständiger Witzelei unter dem grossen Haufen so gewöhnlich ist, dass man einerseits einen so lebhaften Eindruck davon auf E — 's Mutter nicht erwarten sollte, und dass andererseits, falls so sehr auffallende Wirkungen durch diesen eben seiner Armseligkeit wegen so gewöhnlichen Spass hervorgebracht werden könnten, diese Wirkungen doch wohl häufiger vorkommen müssten, als es, zum Glück der Menschheit, der Fall ist.)

Seit zwei Jahren hat dieser Mensch in einer Art von Afterehe mit einer acht und dreissigjährigen Frauensperson, Namens Marie Katharine G., gelebt. Diese Person versichert,

dass unter allen ihren Liebhabern (deren sie schon neun gehabt) keiner ihre Lüste in dem Maafse befriedigt habe, als dieser. Seine Verunstaltung hindere, versichert sie ferner, auf keine Weise den Beischlaf, den er ohne ihre besondere Beihülfe ausüben könne. Sowohl während des Beischlafs als nach demselben habe sie durchaus nicht Arg daraus, ob er ein vollkommen gestalteter Mensch sei oder nicht. Sie sei gesonnen, ihn zu heirathen, und durch jedes Hinderniss, das man dieser Heirath in den Weg lege, werde er ihr nur lieber.

In dieser Afterehe wurde die benannte Marie Katharine G., ihrer Angabe nach, einzig und allein von E. schwanger, und schon vor völliger Beendigung der Schwangerschaft brachte sie durch eine Fehlgeburt eine Frucht von etwa fünf bis sechs Monaten zur Welt, welche bis auf das linke Bein, an welchem der Oberschenkel zu kurz, das Knie zu dick, das Schienbein in einen stumpfen Winkel ausgewachsen, der Fuß auf eine fehlerhafte Art gebogen und mit einer Zehe zu wenig versehen, gehörig gebildet ist. Wenn die Mutter (*Fol. act. 4. c.*) behauptet, diese Verkrüppelung des Fußes sei erst nach der Geburt durch das häufige Besehen und Einpacken be-

wirkt, so ergiebt die Natur dieser Deformität, dass dieses Vorgeben falsch sei, wie denn auch der Konzipient dieses Gutachtens, welcher die in Weingeist aufbewahrte Leibesfrucht selbst gesehen hat, die Angabe des Physikus bezeugen kann.

Da nun der Pastor S. zu J. dem besagten E. das Aufgebot und die Trauung mit Marie Katharine G. der vorwaltenden ausserordentlichen Umstände wegen verweigerte, und dieser sich mit seiner Bitte desshalb an das fürstliche Konsistorium wendete, so wurde von dem Physikus, Dr. M., Bericht an das fürstliche Konsistorium gefodert. Der sehr gründlich abgefasste gutachtliche Bericht desselben fällt dahin aus, dass, ungeachtet die Entstehung des Menschen ein Geheimniss der Natur sei, doch die Hypothese, dass die Kinder präformirt in dem Eierstocke des weiblichen Geschlechtes vorrätbig liegen, und durch den Samen des Mannes nur in Thätigkeit gesetzt oder belebt werden, ihm die wahrscheinlichste sei, — dass fehlerhaft gestaltete Kinder entweder die Entwicklung ihrer Theile nicht haben vollbringen können, oder dass die Entwicklung derselben zu stark gewesen sei, oder dass ganz andre, als menschlich gebildete, Theile durch Versehen oder

zu lebhaftes Imagination der Mutter entstehen, — dass mithin der Vater, bei gehöriger Beschaffenheit der Geburtstheile und des Samens, das Vermögen habe, gesunde Kinder zu zeugen, und dass von seiner Seite keine Fortpflanzung eines Bildungsfehlers zu fürchten sei (wohl aber eine Fortpflanzung skrofloser, rachitischer u. s. w. Krankheiten, indem dadurch die Samenabsonderung verändert werde, — dass folglich direkt von Barthold E., als einem gesunden, mit gutem Zeugungsvermögen versehenen Mann, nicht zu fürchten sei, er werde ungestaltete Kinder erzeugen, dass er aber indirekt immer eine Gelegenheitsursache zum Versehen einer Frau, also zur Geburt eines ähnlichen Geschöpfes, als er ist, geben könne, zumal da während der Schwangerschaft die Einbildungskraft auch durch andre Dinge überspannt werde, — dass er, der Physikus, demnach der Meinung sei, eine Eheverbindung zwischen dem Schneider Barthold E. und Marie Katharine G. könne ohne Besorgniss eines solchen ähnlichen Falles nicht zugegeben werden.

Zur nähern Erörterung des vorliegenden Falles, welche, bei der Unmöglichkeit, einen völlig entscheidenden und zweifellosen Aufschluss darüber zu geben, dem darüber

zu erstattenden Gutachten zum Grunde liegen muss, kommen hauptsächlich folgende Umstände in Betracht:

1. Durchaus keine der bisher bekannten Hypothesen über das Zeugungsgeschäft eignet sich dazu, die Grundlage eines Gutachtens zu sein, nach welchem ein richterlicher Ausspruch geschehen soll. Der Physikus, Dr. M., hat sehr Recht, wenn er die Entstehung des Menschen ein Geheimniss der Natur und unser Wissen darüber (oder vielmehr unsre Erklärungsversuche) ein Gewebe von Hypothesen nennt. Auch sind alle unbefangenen Ärzte, denen es um Wahrheit und nicht um den eiteln Schein einer untrüglichen Alleswisserei zu thun ist, hierüber einverstanden, und selbst solche unter denselben, welche eine oder die andre Hypothese über das Zeugungsgeschäft den übrigen vorziehen, verkennen desshalb die Lücken derselben nicht. Mit Übergehung der übrigen Hypothesen (über deren Unzulänglichkeit wir uns auf BLUMENBACH'S Schrift über den Bildungstrieb [Göttingen, 1789.], was nämlich die älteren Hypothesen anbetrifft, beziehen, der Annahme des Bildungstriebes selbst aber hier nicht weiter erwähnen, indem sie nicht als ein neuer Erklärungsversuch, son-

dern vielmehr als ein freimüthiges Eingeständniss unsers Unvermögens, das Zeugungsgeschäft zu erklären, anzusehen ist) merken wir hier nur an, dass die von dem Physikus, Dr. M., angenommene Einschachtelungshypothese, nach welcher der präformirte Keim des neuen Menschen mit allen seinen Theilen in den Eierstöcken der Mutter liegt (und in diesen Keimen schon wieder die Keime aller künftigen Generationen), um nichts wahrscheinlicher sei, als irgend eine der übrigen Hypothesen. Denn wenn auch auf der Einen Seite bei der Annahme derselben sich die Phantasie dadurch geschmeichelt fühlte dass sie nicht bei jeder Zeugung der Annahme einer neuen Schöpfung bedarf, so wird sie doch auf der andern Seite (wenn man ihr überhaupt eine Stimme bei dieser Untersuchung einräumen darf) durch die unendliche Kleinheit aller Keime und ihrer Theile in der Stammutter des menschlichen Geschlechts abgeschreckt. (Vergl. DARWIN's Zoonomie, übers. von BRANDIS. Th. 1. Abth. 2. S. 427.) Auch wird das Zeugungsgeschäft durch die Annahme dieser Hypothese um nichts weniger wunderbar, da es, wie KANT (Kritik der Urtheilskraft S. 372.) anmerkt, einerlei ist, übernatürlicher Weise, ob im Anfange oder im Fortlaufe der Welt, dergleichen

Formen entstehen zu lassen, und da vielmehr durch gelegentliche Schöpfung eine große Menge übernatürlicher Anstalten erspart würde, welche erforderlich sein würden, damit der im Anfange der Welt gebildete Embryo die lange Zeit hindurch, bis zu seiner Entwicklung, nicht von den zerstörenden Kräften der Natur litte und sich unverletzt erhielte, imgleichen eine unermesslich größere Zahl solcher vorgebildeter Wesen, als jemals entwickelt werden sollten, und mit ihnen eben so viele Schöpfungen dadurch unnöthig und zwecklos gemacht würden. — Dazu kommt, dass (mancher andern von BLUMENBACH [a. a. O. S. 35 fg.] zusammengestellter Gründe hier nicht zu gedenken) einige nicht zu bezweifelnde Thatsachen durchaus mit der Einschachtelungshypothese nicht ohne ein lächerliches Einschachteln Einer Hypothese in die andre zu vereinigen sind. Dahin gehören insonderheit: theils die Erzeugung der Bastarde, da man doch unmöglich den Keim mancher besondern und eigenthümlichen Theile einer Thierart, zu welcher der Vater eines Bastardthieres gehört, als präformirt in dem Eierstocke einer andern Thierart, zu welcher die Mutter desselben gehört, ansehen kann; theils manche sonderbare erbliche Missbildungen, die vom Vater auf die Kinder

übergehen, wie zum Beispiel bei den Negerfamilien der Touringas, die nur zwei, drei oder vier Finger und Zehen an jeder Hand oder jedem Fulse haben (STEDMAN'S *narrative of a five years expedition against the Negroes of Suriname*. Vol. II.), oder bei den Familien mit sechs Fingern an den Händen (HALLER *Elem. physiol.* T. VIII. L. XXIX. S. II. §. VIII.), wo man bei dem ersten Beispiele allenfalls (wiewohl dürftig genug) noch sagen könnte, der Keim der übrigen Finger werde von dem väterlichen Samen nicht zum Leben erweckt, wo man aber bei den andern Beispielen wegen des Keimes zum sechsten Finger in einer fünffingerichten Mutter doch in nicht geringe Verlegenheit kommen würde; theils das zufällige Entstehen neuer Theile an Menschen (BLUMENBACH a. a. O. S. 61.), und die Reproduktion verlorener Theile an unvollkommeneren Thieren. — Alles dieses zeigt, wie schwankend und unsicher die Einschachtelungshypothese sei, und wie wenig man sich berechtigt halten könne, aus ihr Argumente entweder für oder wider die Zulässigkeit der Heirath eines Krüppels herzunehmen. In der hierhergehörigen Hinsicht aber sind alle Zeugungstheorien einander gleich. Nicht Eine derselben, die neuesten von REIL (Ar-

chiv für die Physiologie. B. 1. St. 1. S. 79) und DARWIN (a. a. O. S. 405. 431.) nicht ausgenommen, ist auch nur einigermaßen fest genug begründet und von dem Vorwurfe willkührlicher Voraussetzungen freigelegt, um sie als Bestimmungsgrund bei irgend einer Handlung im bürgerlichen Leben, zumal bei einem richterlichen Ausspruche, geltend machen zu können.

2. Was das, gleichfalls in dem gutachtlichen Berichte des Physikus als wahr vorausgesetzte, sogenannte Versehen oder die Wirkung der Einbildungskraft der schwangern Mutter auf die Bildung oder Missbildung der Leibesfrucht anbetrifft, so waltet auch hier eine so große Menge von Zweifeln und Ungewissheiten ob, dass wir auch von daher irgend ein Argument zu nehmen, gar sehr anstehen würden. Bloß mit theoretischem Raisonement alle Wirkung der mütterlichen Einbildungskraft auf die Bildung der Frucht ableugnen, und besonders desshalb, weil von der Mutter zu der Frucht keine Nerven (die einzigen Mittler zwischen Seele und Körper) gehen, sie für ganz unmöglich erklären zu wollen, scheint aus mehr als Einem Grunde nicht gerathen zu sein. Denn nicht zu gedenken, dass es in der theoretischen wie in

der praktischen Arzneiwissenschaft ein zwar nicht ganz ungewöhnliches, aber darum nicht weniger verächtliches Verfahren ist, Etwas deshalb zu leugnen, weil man nicht im Stande ist, es zu erklären, so wird auf der Einen Seite durch jenes seit HALLER (*l. c.* p. 128.) so oft wiederholte Räsonnement doch wenigstens die Wirkung der Einbildungskraft der Mutter im Augenblicke der Empfängniß in dem ohne Zweifel mit Nerven versehenen Eierstocke, wo die Empfängniß geschieht, nicht als unmöglich dargestellt, und auf der andern Seite ist durch neuere Erfahrungen (ALEX. VON HUMBOLDT's Versuche über die gereizte Muskel- und Nerven-faser. B. 1. Berl. 1797. S. 213 fg. Vergl. S. 82 fg.) außer der unmittelbaren Wirkung eines Nerven auf den andern eine mittelbare so dargethan, dass wenigstens die absolute Unmöglichkeit einer ähnlichen Wirkung zwischen Mutter und Kind nicht so sehr zu den ausgemachten Wahrheiten gehört, als es der Fall sein müsste, um hier aburteln zu können. Gleichwohl lassen die meisten Bildungsfehler, welche man dem Versehen der Mutter zuzuschreiben pflegt, sich auf andre Weise so befriedigend aus geschehenem Drucke auf einen Theil, aus vermehrter oder verminderter Ernährung, aus Mangel an der gehörigen

gen Menge von Kindswasser u. s. w. erklären, und die bei weitem grösste Menge der hierher gehörigen Geschichthen trägt entweder so offenbar das Gepräge des Fabelhaften, oder man sieht dabei so deutlich, dass eine Zusammenstellung zweier Dinge dabei Statt hat, die in gar keiner Kaussalverbindung stehen, dass man diese Geschichten wenigstens nicht als reine Erfahrungen aufstellen darf, wie die Vertheidiger der Möglichkeit des Versehens es gewöhnlich zu thun pflegen. Dazu kommt, dass meistens, wie SÖMMERRING, welcher Gelegenheit hatte, die berühmtesten Missgeburten zu sehen, die man in der Welt als Wirkungen der Einbildungskraft aufbewahrt und vorzeigt, sich ausdrückt, wenigstens eben so viele Einbildungskraft dazu gehört, die Ähnlichkeit zwischen der Sache, an der sich die Mutter versehen haben soll, und der Verunstaltung der Kinder zu finden, als wohl schwerlich die Verfechter und Verfechterinnen zur Hervorbringung solcher Missgeburten selbst erfordern. (S. TH. SÖMMERRING Abbild. u. Beschreib. einiger Missgeburten. Mainz, 1791. S. 32.) Auch sind, auf ihre Erfahrungen gestützt, viele mit Recht angesehene Ärzte, z. B. ausser HALLER und SÖMMERRING (a. d. a. O.), RÖDERER (*de vi imaginationis in foetum*

negata. Petrop. 1756), FRANK (System der mediz. Polizei. B. 1. S. 531. §. 13.), STEIN (theoret. Anleitung zur Geburtshülfe, §. 388.), LODER (AGr. der mediz. Anthropol. u. d. Staatsarzneikunde. Aufl. 2. Weim. 1793. §. 444 und 574.), CHAMBON de MONTEAUX (Arzt für Schwangere. A. d. Franz. Bremen, 1792. Kap. 39.), TARSIZIO RIVIERA (im *Giorn. fisico med. di BRUGNATELLI*. Pav. 1795. T. 1. N. 3.) und Andre, bewogen worden, die Wirkung der mütterlichen Einbildungskraft auf die Leibesfrucht entweder gänzlich zu leugnen, oder doch sehr zu bezweifeln.

Wenn aber auch die Möglichkeit des sogenannten Versehens in dem Maasse bewiesen wäre, als sie des Beweises noch bedarf, so scheint doch in dem vorliegenden Falle keine nachtheilige Wirkung davon zu fürchten zu sein. Denn:

a. ist die Marie Katharine G., so viel sich aus den Akten ergiebt, keinesweges eine Person von zarten, leicht zu heftiger Thätigkeit aufzuregenden Nerven und von lebhafter Einbildungskraft, da sie vielmehr als eine schamlose Dirne, deren ganzes Empfindungsvermögen durch Lüderlichkeit abgestumpft ist, erscheint;

b. ist sie, bei der Eigenschaft des menschlichen Gemüths, sich an alle, auch die widrigsten Eindrücke allmählig zu gewöhnen, schon dergestalt an den Anblick des missgestalteten E. gewöhnt, dass dieser Anblick weiter keinen unangenehmen Eindruck auf sie macht, wie sie denn auch sagt, dass sie weder während des Beischlafs noch nach demselben aus seiner Deformität Arges habe ;

c. scheint selbst der von ihr zur Welt gebrachte Abortus zu beweisen, dass keine Erblichkeit der Verunstaltung des Vaters zu fürchten sei, da dieser Fötus alle seine Gliedmaßen hat, so, dass nur das Eine Bein verbogen ist, welches durch tausend sogenannte zufällige, das heisst hier: nicht dem Vater oder der Imagination der Mutter beizumessende, Ursachen bewirkt werden konnte.

3. Wenn man aufser diesem Allen noch erwägt:

A. dass Barthold E., was sein Zeugungsvermögen anbelangt, ein vollkommener Mann ist, indem er nicht nur in den männlichen Jahren ist, wohlgebildete und beschaffene Zeugungstheile hat, den Beischlaf vollkommen verrichten kann, sondern

auch, wie es bei Verstümmelten sehr häufig der Fall ist, ungewöhnlich starken Geschlechtstrieb hat;

B. dass er als ein Krüppel zu seiner Existenz, zumal im Alter, mehr als ein gesunder Mensch, einer Gehülfinn bedarf;

C. dass er als ein zur Wollust sehr geneigter Mensch doch jede Gelegenheit suchen wird, seinen verbotenen Umgang mit Marie Katharine G., die dazu sehr willig sein wird, oder wenn ihm auch dazu die Gelegenheit benommen würde, mit irgend einer andern feilen Dirne fortzusetzen, dass also durch Verweigerung der Trauung der intendirte Zweck nicht erreicht werden dürfte:

so sind wir der unvöorgreiflichen Meinung, dass dem Barthold E. die Eheverbindung mit Marie Katharine G. wohl gestattet werden könne*).

Braunschweig, den — — 179 —.

F. B. L. w. G. R. u. z. d. f. O. S. K. v.
P. D. u. A.

*) Die Erlaubniss, zu heirathen, wurde dem Menschen ertheilt, und er ist jetzt Vater eines wohlgestalteten Kindes.

IV.

*Medizinalbericht über eine Vergiftung
mit Mohnsaft.*

Vom Herrn Stadt- und Land-physikus
Dr. WELGE zu Goslar.

Am 21sten August d. J., ungefähr um elf Uhr Mittags, war ich eben auf der Sägemühle in H. angekommen, als ein Bote zu Pferde mir einen Brief von dem Hrn. Dr. R. einhändigte, worinn derselbe meldete:

„dass in der letztverflossenen Nacht der
„älteste Sohn des Herrn Apothekers R.
„eine ziemlich starke Dosis von einem
„*Opio praeparato* genommen, und
„nun ohne alles Bewusstsein im tiefsten
„*Sopore* läge; dass bereits Vieles zur
„Wiederbelebung dieses Menschen, je-
„doch ohne alle Besserung, angewendet

„sei, und ich eilen möchte, falls ich
„selber kommen wollte“ u. s. w.

Nach Verlauf von einer halben Stunde (welche der Weg dahin erfoderte) war ich in des Hrn. Apothekers R. Wohnhause, und fand seinen unglücklichen Sohn in der Wohnstube auf einigen Stühlen in Betten liegend; er war aber bereits, nach Aussage des Vaters, seit einer halben Stunde gestorben.

Auf des Unterschriebenen Erkundigung, ob der Entseelte an Krämpfen, Zuckungen oder Konvulsionen gestorben sei?, erwiederte Herr R.: nein, er wäre ganz sanft eingeschlafen.

Die Gesichtsfarbe des Leichnams war blassgelb, Hände und Füße eiskalt, steif, und, so wie das Gesicht, allem Anschein nach aufgetrieben.

Der Vater erzählte: dass er seinen Sohn (welcher ungefähr 18 bis 19 Jahr alt war) heute Morgen um etwa 6 Uhr auf der eigentlichen Materialkammer, welche aber jetzt einer Reparatur wegen ganz leer sei, rechter Hand in einem Winkel auf dem Gipsboden ohne alles Bewusstsein hätte liegen gefunden. Unter dem Kopfe hätte derselbe ein Kissen

und einen hölzernen Bock gehabt, welches sich vorher die Kalkschneider bedient hätten. Neben ihm, zur Linken, habe ein Barbiermesser gelegen, und rechterseits ein Glas mit Konfekt gestanden, welches in die Offizin gehörte, und am Tage zuvor wohl ein halb Pfund Makronen enthalten hätte. Jetzt waren nur noch drei oder vier Stück darinn.

Ferner habe Herr R. im Fenster dieser Kammer eine leere halbe Weinbouteille, ein Weinglas und noch ein Medizinglas von ungefähr sechs Unzen vorgefunden, in welchem letzteren eine braune Flüssigkeit von ungefähr einer Unze noch vorrätig gewesen, welche dem Geruch nach eine Auflösung von Opium sein müsse; worauf es denn Herrn R. sogleich aufs Herz gefallen: dass sein unglücklicher Sohn aller Wahrscheinlichkeit nach sich damit vergeben, und keine geringe Portion davon müsse verschluckt haben, da ein innwendig im Glase angesetzter Ring bewiese: dass dieses Sechsunzenglas fast ganz voll gewesen sei. Das, was Opium in dieser Flüssigkeit sein sollte, hatte sich zu Boden gesetzt, und bestand noch aus vielen kleinen Stückchen.

Die Pantoffeln seines Sohns, fuhr Hr. R. fort, hätten mitten auf der nämlichen Kam-

mer kreuzweise über einander gestanden, und habe gedachter Sohn von Kleidungsstücken nichts am Leibe gehabt, als ein Hemde und Beinkleider. Hr. R. habe in der grossen Angst seinen Sohn gleich herunter in die Wohnstube bringen, und durch einen Wundarzt eine Ader am Arme öffnen lassen. Hierauf habe er zu dem Herrn Dr. R. geschickt, welcher denn auch gekommen sei.

Der Herr Dr. R., welcher gegenwärtig war, versicherte: dass er den vor einer halben Stunde verstorbenen Sohn des Herrn A. R. diesen Morgen um 8 Uhr auf dem Lager, wo er sich noch jetzt befinde, ohne alles Bewusstsein, kalt an Händen und Füßen, mit kleinem Pulse, und mit der Brust röchelnd angetroffen habe. Er habe aus allen Umständen schliessen müssen, dass der unglückliche Sohn des Hrn. R., aller wahrscheinlichen Vermuthung nach, sich mit Opium vergiftet habe; und hierauf hätte er für nöthig gehalten, noch zwei Aderlässe, einen am Arme und den zweiten am Fusse, jeden von sechs Unzen, zu verordnen. Nächst diesen hätte er Chamillenthee und Weinessig, und ein Brechpulver von zwei Skrupeln Ipekakuanha und einem Gran Brechweinstein einflössen lassen, worauf aber kein Erbrechen erfolgt sei.

Auch sei auf sein Anrathen ein Klystier von Wasser, Essig und Salz gesetzt, welches aber nicht hätte bleiben können, da der After ganz offen gestanden habe, und der *Sphincter ani* schon paralytisch gewesen sei. Die Herzgrube habe er mit Kanthariden-tinktur einreiben, und die ganze Oberfläche des Körpers frottiren lassen. An die Beine habe er Blasenpflaster legen lassen, welche aber nicht gezogen. Halb elf Uhr hätte er müssen seinen übrigen Geschäften nachgehen, habe aber vorher befohlen, das Frottiren des Körpers fortzusetzen.

Der Herr A. R. liefs sich ferner vernehmen, dass sein Sohn gestern, am Tage zuvor, noch sehr vergnügt gewesen, und am Abend eine starke Portion Schweinebraten, Eierkuchen, Kartoffeln- und Gurkensallat gegessen, und zwischen 9 und 10 Uhr aus UNZER's Arzte ihm, Hrn. R., laut und vernehmlich vorgélesen habe. Übrigens sei es mir, Unterschriebenem, ja genug bekannt, dass er nicht viel Vaterfreuden an seinem Sohne erlebt zu haben sich zu erinnern wüsste. In der Jugend wäre er rachitisch gewesen, wovon, wie Hr. R. glaube, der dicke Kopf zurückgeblieben sei. Nachher sei er immer träger und ungezogener gegen seine Ältern geworden.

Auf meine, des Unterschriebenen, Anfrage, woher sein Sohn das Opium genommen habe, da doch bei der kurz vorher geschehenen Visitation der Apotheke kaum ein Quentchen pulverisirtes Opium nur vorrätig gewesen?, erwiederte Hr. R., dass er das selbst nicht begreifen könne; denn an dem $\frac{1}{8}$ Pfund Opium, welches er von der letzten Messe mitgebracht habe, fehle nichts als ein halbes Loth, welches er zu der Bereitung des *Laudani liquidi* angewendet hätte.

Was nun die ferneren Aussagen des Herrn R. und seiner übrigen Hausgenossen dieses Falls wegen betrifft, so sei es mir hier erlaubt, auf die gerichtlichen Akten verweisen zu dürfen.

Das aus der Ader gelassene Blut stand in zwei irdenen Tellern auf dem Tische in der Wohnstube neben dem Leichnam des Verstorbenen, dem es abgelassen war. Es enthielt sehr viel Wasser, und wog nabe an zwei Pfund (bürgerl. Gewichts). Doch soll nach Aussage des Herrn Dr. R. und auch des Hrn. A. R. bei der Aderlässe am Fusse noch etwas Blut ins Wasser gelaufen sein.

Ich brachte in Vorschlag: den freilich aller Wahrscheinlichkeit nach schon wirklich

totden Körper dennoch in einem lauwarmen Bade, worinn eine Unze Schwefelleber aufgelöst, und zwei Unzen Vitriolsäure hinzugesetzt worden, eine halbe Stunde reiben zu lassen; welches denn auch von dem Herrn Dr. R. genehmigt und in Ausführung gebracht wurde.

Hierauf versiegelte ich das Glas, woraus sich der Unglückliche vergiftet haben sollte, nebst der dabei gestandenen halben Weinbouteille, worinn noch einige Theelöffel voll trüben Weins sich vorfanden, und überlieferte solche nebst dem Weinglase und Barbiermesser dem fürstlichen Amte.

Bei meiner Ankunft in G. hörte ich sogleich alle auf dasiger Apotheke sich befindende Gehülften ab; aber es war keiner darunter, welcher den verstorbenen jungen R., seit derselbe die hiesige Schule verlassen, gesehen hätte. Auch wusste sich keiner zu erinnern, dass der junge R. jemals Opium in der G**schen Apotheke verlangt habe. In der F**schen Materialhandlung erhielt ich die nämliche Antwort.

Am nächstfolgenden Tage empfing ich vom fürstlichen Amte die Weinbouteille, das

Weinglas und das Glas mit dem Opium unter unverletztem Siegel, und ich stellte sogleich mit dem Rest in der Weinbouteille folgende Versuche an:

Ich gab zwei Unzen helles und klares Röhrenwasser zu dem Reste in der Weinbouteille, und schüttelte solches wohl eine gute Viertelstunde; hierauf theilte ich diese Masse in zwei Theile.

Mit dem ersten Theile vermischte ich die Hahnemannsche Weinprobe oder Schwefelberluftwasser. Es erfolgte aber durchaus kein Niederschlag. Diess war mir ein Beweis, dass kein Blei oder Arsenik darinn enthalten sei. Denn im ersten Falle hätte müssen ein schwarzer, im zweiten aber ein zitronengelber Niederschlag erfolgen.

In den zweiten Theil tröpfelte ich zerflossenes Weinsteinöl. Es erfolgte aber kein Aufbrausen und auch kein Niederschlag. Hätte diese Flüssigkeit nur die geringste Spur von Quecksilbersublimat enthalten, so wäre zweifelsohne ein orange- oder ziegel-farbiger Niederschlag erfolgt.

In das Weinglas goss ich so viel lauwar-
mes Wasser, bis es ganz voll war, und ließ

solches unter öfterem Umrühren drei Stunden derinn stehen. Hierauf theilte ich solches auch in zwei Theile, und stellte die nämlichen Versuche damit an, wie mit dem Wasser aus der halben Weinbouteille, aber auch ohne die geringste Entdeckung irgend eines mineralischen Giftes.

Ferner lösete ich eine halbe Drachme reines Opium in einer Unze Franzwein auf, und verglich damit den Geruch und die Farbe der braunen Flüssigkeit *Qu.*, welche ich in der R.**schen Apotheke nebst der Weinbouteille versiegelt hatte; und fand, dass Geruch und Farbe sich ganz gleich waren. Nur musste bei diesem Versuch das Reiben der Masse zu Hülfe genommen werden, um den Grad der Auflösung des Opiums zu erhalten, welcher bei der im Glase *Qu.* durch die Zeit gewonnen war.

Der Herr B. J. zu C. und sein Sohn, beide erfahrene Apotheker und geschickte Chemiker, erkennen diese Flüssigkeit auch für weiter nichts, als für eine starke Auflösung von Mohnsaft.

Ich glaube also nicht zu viel zu wagen, wenn ich diese Flüssigkeit auch für eine Auf-

lösung von Opium erkläre, und noch hinzufüge: dass wenigstens ein ganzes Loth reines Opium dazu verwendet sein muss.

Auf Requisition des hochfürstlichen Amts verrichteten Unterschriebene am 22sten Aug. d. J. des Nachmittags von 2 bis 7 Uhr in des Hrn. A. R. Wohnung die

Obduktion

des Leichnams *Qu.* auf einem sehr geräumigen, hellen und dazu recht bequemen Zimmer.

Das Zudringen der Menschen ward durch Wache abgehalten, und wir wurden in unserer Arbeit durch nichts gestört. Die Witterung war an diesem Tage hell und heiter.

Von Seiten des fürstl. Amts waren gegenwärtig:

Der Herr Justizamtmann K**

und

Herr Gogräfe St**.

Wir fanden den Leichnam *Qu.* auf dem uns zur Sektion angewiesenen Zimmer bereits vor. Er war mit einem leinenen Tuche oder Laken bedeckt und lag auf Stroh, übrigens von allen Kleidungsstücken entblößt.

Aus dem Munde und den Nasenlöchern hatte sich eine graue Flüssigkeit ergossen, welche beide Backen und sogar das rechte Auge überschwemmt hatte.

Der Herr Dr. R. erklärte: dass eine ähnliche Flüssigkeit bereits in dem am Tage zuvor angewendeten lauwarmen Bade aus Mund und Nase gekommen sei, und hielt es für das genommene Brechpulver, welches auch Unterschriebenem wahrscheinlich schien.

Das Gesicht wurde gereinigt, und hierauf der Leichnam *Qu.* auf einen Tisch gelegt, welcher zu dem vorhabenden Geschäfte sehr passend war.

Nachdem nun der vor uns liegende Körper von uns Allen für den ältesten Sohn des Herrn A. R. anerkannt war, und keine Spuren des Lebens am Leichnam *Qu.* zu bemerken, wohl aber angehende Verwesung durch einen kadaverösen Geruch, sehr aufgetriebenen, blau und grün gefärbten Unterleib, einem Jeden sehr deutlich in die Sinne fiel: so bewirkte Unterschriebener, dass der Kopf ganz kahl geschoren wurde.

Nachdem dieses geschehen, fand sich auf der Oberfläche des Leichnams *Qu.* folgendes:

1) starke blaue Flecken in der Haut, welche vom Nacken über die Schultern, längs dem Rückgrathe, über beide Hüften und Oberschenkel sich erstreckten. Am Halse und auf den Schultern strotzten einige Hautvenen von schwarzem Blute.

2) Das Gesicht war blassgelb, etwas aufgedunsen, die Lippen bläulich.

3) Die Ohrenhöhlen waren rein und von natürlicher Beschaffenheit, so wie auch die innere Haut der Nasenhöhle sich im gesunden Zustande zeigte, nachdem sie von dem grauen Schmutz befreiet war, welcher sich durch den Hals in sie ergossen hatte.

Auch die Mundhöhle war voller zähen Schleims und jener grauen Flüssigkeit. Es erforderte sehr viel Kraft, sie so weit zu öffnen, dass sie gereinigt werden konnte. Nachdem dieses geschehen, erschien die Haut derselben ganz weiß, gleichsam wie gekocht. Sie war aber fest, nicht mürbe; auch war nichts Blasenähnliches darinn anzutreffen, auch tief im Schlunde nicht.

4) Im rechten und linken Arme Öffnungen in der Haut, welche vom Aderlassen nachgeblieben.

- 5) Der Unterleib war sehr aufgetrieben: er war trommelartig anzufühlen, und grün und blau gefärbt. Vorzüglich war dies der Fall in der Magengegend (*regione cardiaca*), und zu beiden Seiten derselben in den *Regionibus hypochondriacis*.
- 6) Das Skrotum hing ganz erschlafft herunter, und die Hoden lagen ganz unten auf dem Boden desselben.
- 7) Das *Orificium ani* stand weit offen, und es liefen übelriechende dünne gelbliche Exkremente heraus.
- 8) An jedem Beine lag noch ein Blasenpflaster, welche aber nicht gezogen.
- 9) An der innern Seite des linken Unterschenkels eine Exkoration der Haut von $2\frac{1}{2}$ Zoll Länge und $\frac{1}{2}$ Zoll Breite (Rheinländ. Zolle).
- 10) Die Extremitäten des Körpers waren übrigens sehr steif, und, ungeachtet aller Anstrengung, weder zu flektiren, noch zu extendiren.

Hierauf wurde die Höhle des Unterleibes geöffnet. Als die Bedeckungen vorsichtig durchschnitten und zurückgeschlagen waren, zeigte sich

A. das Netz (*Omentum*) heraufgezogen, und die Gefäße in demselben von schwar-

zem Blute sehr angefüllt. An zwei Stellen war es röthlich, wie geringe entzündet, übrigens aber mit gelbem Fett sehr angefüllt und fest.

B. Die dünnen Gedärme (*Intestina tenuia*) an mehreren Stellen entzündet; am häufigsten und stärksten war dieß der Fall, je mehr sie sich dem Übergange in die dicken Gedärme näherten. Sie waren ganz leer von Exkrementen, aber von Luft sehr ausgedehnt.

C) Der stärkste Grad der Entzündung fand sich im *Mesenterio*; es war dem Brande sehr nahe, und alle Gefäße in diesen entzündeten Stellen strotzten von schwarzem Blute. Je näher dem Rückgrathe, je stärker war die Entzündung, und längs dem Rückgrathe erstreckte sich solche, vorzüglich an der rechten Seite, im *Peritoneo* fort, bis in die Beckenhöhle, wo selbst sie auch

D. die Urinblase (*Vesica urinaria*), vorzüglich auch an der rechten Seite, ergriffen hatte. Die Blase war von Urin leer, aber nicht ganz zusammen gezogen.

E. Die dicken Gedärme waren von Luft sehr aufgetrieben, und ganz leer von Exkre-

menten. Nur unten im *Intestino recto* ließen sich einige Stücke von der Gröfse einer Haselnuss fühlen. Diese dicken Gedärme waren an keiner Stelle entzündet, und ihre Gefäße nicht sehr von Blut angefüllt; aber bei der ersten Bildung derselben, hatte die Natur sonderbar gespielt.

Der *Processus vermiformis* am *Intestino coeco* war so groß, so wunderbar gekrümmt, wie ich es nie gesehen habe. Wenn es zur Hauptsache gehört, und die Zeit es erlaubt hätte, dass diese unter sich verwachsene Krümmungen hätten getrennt werden können; ich glaube, die Länge desselben wäre einer Vierteilelle nahe gekommen.

Das *Intestinum coecum* selbst war seiner ganzen Länge nach mit dem *Peritoneo* verwachsen. Da, wo es in das *Colon transuersum* übergehen sollte, krümmte es sich vorwärts, stieg unter dem vordern Leberrande bis an den Ausgang des Magens; retournirte hier wieder (unterwärts) nach der rechten Seite zu, bis an seine erste Krümmung, und bildete durch diesen Gang gleichsam eine ansehnliche Wurst, in deren Beugung die Gallen-

blase ruhte; woher es denn auch kam, dass die innern Wände der Wurst von durchgeschwitzter Galle gelb gefärbt waren.

Jetzt erst lief es (aber weit zu tief) nach der rechten Seite zu, und machte hier nicht wie gewöhnlich den spitzen Winkel, sondern ging gleich ins *S. romanum*, welches aber auch mit dem *Peritoneo* in der linken Seite verwachsen war, und folglich keinesweges seine natürliche Lage und Form haben konnte. Die Länge des *Coli*, welche die Natur in jener Wurst verschwendet hatte, konnte nur auf Rechnung seiner Zellen gehen, welche denn auch ganz fehlten.

F. Die Leber (*Hepar*) war sehr groß, weich, und von dunkelbrauner Farbe. Der vordere Rand und die untere Fläche derselben waren offenbar entzündet, wenn dunkelblaue und braun geflammte Streifen dies beweisen. Auch die *Extremitas acuta hepatis* war auf der unteren Fläche, vorzüglich da, wo sie auf dem Magen liegt, und am Rande, nicht frei von diesen Flammen.

Jetzt sahe ich auch, dass

G. das *Omentum minus* röther war, als natürlich,

H. Die Gallenblase (*Vesica fellea*) war im Körper nicht sehr groß, fast leer von flüssiger Galle, aber der *Cervix* war wider-
natürlich ausgedehnt, und enthielt 42 Gal-
lensteine, wovon die größten wie eine
große Gartenerbse, die kleinsten aber wie
eine kleine Felderbse groß waren, und die,
wie die Beeren einer Weintraube, an ein-
ander saßen. Der *Ductus cysticus* war
durch die Ausdehnung des *Cervicis* ganz
verstrichen,

I. Die große Bauchspeicheldrüse (*Pancreas*)
war von weißgelblicher Farbe, nicht zu
groß, nicht hart, fast eher zu weich; ihre
Gefäße im geringsten nicht aufgeschwollen.

K. Die Milz (*Lien*) war widernatürlich klein,
nicht größer als eine Niere bei erwachsenen
Menschen zu sein pflegt. Ihre Farbe war
am unteren Ende blau, übrigens dunkel-
roth. Die innere Substanz (*Parenchyma*)
derselben war von gekochter gesunder Rin-
derleber fast in nichts unterschieden, nur
von Farbe etwas röthlicher. Mit dem
Becken (*Hilo lienali*) war sie am Grunde
des Magens verwachsen, so sehr, dass ich
nicht im Stande war, die *Arteria* und
Vena lienalis so wenig, als die *Vasa*
breuia vor der Trennung zu erkennen,

L. Der Magen (*Ventriculus*) war auf der hinteren und vorderen Fläche von natürlicher Farbe. Er war nicht zusammengezogen, sondern von Luft ausgedehnt; seine Häute waren nicht verdickt. Am obern Rande desselben, da, wo das *Omentum* befestiget ist, waren die Blutgefäße sehr angefüllt, und dieser Gegend schien die Entzündung nahe bevorzustehen.

Der Magenmund aber (*Cardia*) war offenbar zusammengezogen und entzündet. Aber diese Entzündung erstreckte sich nur höchstens einen Zoll lang am *Oesophago* hinauf, und verbreitete sich nach unten, über die Oberfläche des Magens, gar nicht. Fast ganz entgegengesetzt verhielt es sich (d. h. auf der Oberfläche) mit dem *Pyloro* des Magens; dieser war hier gar nicht entzündet, und nur sehr wenig zusammengeknüpft.

Auch am Zwölffingerdarm (*Duodeno*) sah ich keine Spur von Entzündung. Der Magen wurde nun heraus genommen und vorsichtig geöffnet. Er enthielt ungefähr zwei gute Esslöffel voll einer aschgrauen breiichten, gleichförmig gemischten Masse. Diese, und was von der inneren Fläche des Magens behutsam abgeschabt werden

konnte, wurde in einen neuen reinen irdenen Topf gethan, und versiegelt.

Nach hinlänglicher Reinigung der inneren Fläche des Magens sah man deutlich, dass die Entzündung am Magenmunde (*Cardia*) weit beträchtlicher war, als am Ausgange (*Pyloro*) desselben. Dieser war sehr gelinde entzündet, und fast gar nicht zusammen geschnürt. Übrigens war auch keine Spur von Entzündung im Inneren des Magens anzutreffen, nicht einmal ein verdächtiger Fleck, und seine Häute waren im natürlichen Zustande. Auch erstreckte sich die Entzündung der *Cardiae* auf der inneren Fläche nicht höher und nicht tiefer, als auf der äusseren.

M. Die Nieren (*Renes*) und die Harngänge (*Ureteres*) waren von natürlicher Beschaffenheit; ausser dass das untere Ende des rechten, so weit es nämlich zwischen den Häuten der Urinblase lief, entzündet sein konnte.

Wir schritten nun zur Öffnung der Brusthöhle.

N. Beide Lungen waren von Luft sehr aufgetrieben, welche durch ein Gezisch beim

Aufschneiden herausdrang, und einen sehr unangenehmen Geruch verbreitete. Ihre Oberfläche war mit blauen, braunen und schwarzen Flecken, mehr als gewöhnlich, besäet. Der *Lobus superior* und *inferior pulmonis dextri* entzündet, oder braun und roth geflammt. Eben so verhielt es sich mit dem *Lobo posteriori pulmonis sinistri*. Der *Larynx*, *truncus* und *rami* der *arteriae asperae* waren frei von Entzündung; in den *ramis* hing etwas Schleim.

Die Einschnitte in die Substanz der Lungen entliessen nicht viel Blut. Es sah schwarz aus, und kam nur tropfenweise. In beiden Brusthöhlen war blutiges Wasser; fast sah es aus, wie wirkliches Blut, es war nur flüssiger. Ungefähr waren in der rechten zwei, und in der linken etwas weniger, als zwei Esslöffel voll.

Die *Pleura* war an einigen Stellen röther, als sie sein musste. Auch im

O. Herzbeutel (*Pericardio*) war ein Esslöffel voll Blutwasser, Dieß war röther, als das in den Brusthöhlen.

Das Herz selbst war fett, und, dem Ansehen nach, wirklich welk, erschlafft oder zusammengeschrumpft. In der linken Herzkammer (*Ventriculo*) war nur höchstens ein kleiner Theelöffel voll Blut, in der rechten wohl ein Esslöffel voll. Aber die *Auricula dextra* strotzte ganz von Blut, sah daher ganz schwarz aus, und hatte durch die Ausdehnung die Grösse eines mittelmässigen Borstorfer Apfels erhalten.

Auch die *Vena caua superior* und *inferior* strotzten von Blut. Das Blut in diesen Venen sowohl, als in sämmtlichen Höhlen des Herzens, war aber keinesweges aufgelöset, sondern schwarz und dick wie mit Wasser angemengtes Kohlenpulver, oder wie Kaffeebarm. Die *Arteria aorta* war im *Arcu* und etwas tiefer leer von Blut.

Hierauf ward der Kopf geöffnet.

Als die äusseren Bedeckungen der Hirnschale abgenommen wurden, so fand sich

P. auf dem Hinterhauptbeine eine geringe Blutunterlaufung, und weiter hier nichts, was bemerkenswerth wäre; ausser dass auch die *Protuberantia occipitalis ex-*

terna in die *Partem superiorem* dieses Knochens fiel, und hier einen grossen Hügel bildete. Die Hirnschale wurde mit einer Säge rundherum abgeschnitten, und dann abgenommen.

Q. In der Hirnschale, und zwar im hinteren und oberen Theile beider *Ossium bregmatis*, gleichweit von der *Sutura sagittali* und gerade gegen einander über gelegen, waren zwei Stellen, oval geformt, von der Grösse einer Haselnuss, welche so dünn und fein waren, dass sie durchsichtig schienen, wie mit Öl getränktes Papier.

R. Als die Hirnhäute mit einem Schwamm gereinigt waren, sahen wir: dass die *Arteriae meningeae* ein ziegelrothes Blut führten, und hierdurch gegen die schwarzen, aber nicht sehr angefüllten Venen, ein schönes Ansehen gewannen. Der *Sinus longitudinalis durae matris* fehlte zwar nicht ganz, denn man konnte mit einer feinen Sonde hinein kommen, aber er führte kein Blut, und war weit kleiner und enger, wie gewöhnlich. Diesen Fehler — wahrscheinlich der ersten Bildung — wollte die Natur dadurch wieder ersetzen, dass sie am hintern Ende dieses *Sinus* zu

beiden Seiten zwei Blutbehälter anbrachte, welche etwas dicker als eine Schreibfeder, und einen halben Zoll lang waren. Diese Blutbehälter führten schwarzes Blut, waren ganz voll davon, und passten gerade unter und in jene unter *Lit. Q.* beschriebenen dünnen und durchsichtigen Stellen in der Hirnschale.

S. Das Gehirn selbst war sehr groß, seine Gefäße voll von schwarzem Blute. Die Gehirnmasse an sich aber so weich, dass, als Unterschriebener das rechte *Hemisphaerium* von vorne nach hinten zu abschneiden wollte, ihm die Masse sogleich über die Hand floss, das *Corpus callosum* zerriss, und hierdurch der rechte Ventrikel sich selbst öffnete. Beide *Ventriculi cerebri* enthielten röthliches Wasser, der linke aber mehr, als der rechte.

T. Das *Cerebellum* selbst war sehr weich, und seine Gefäße strotzten von Blut.

U. Auf der *Basi cranii* fand sich so wenig Extravasat, als Blutwasser, ungeachtet die hier liegenden Venen ganz gedrängt voll von schwarzem Blute waren.

Ob nun gleich, nach meinem geringen Ermessen, die im Leichname *Qu.* gefundenen

und vorzüglich unter Nro. 3 und *Lit. L.* sorgfältig beschriebenen Erscheinungen beinahe überzeugend beweisen: dass des Unglücklichen Leben durch keine andere scharfe, ätzende (*Venena acria, corrosiva*) und bis jetzt bekannte Gifte, so wenig aus dem animalischen, vegetabilischen, als mineralischen Reiche, beendigt worden; als (nämlich durch ein *Venenum narcoticum, stupefaciens*) wie vorgegeben ist; und dieses theils auch schon aus den chemischen Untersuchungen der beim Verunglückten vorgefundenen Reste des genossenen Getränks in etwas mit erhellet: so glaubte ich doch meinen obliegenden Pflichten nicht ganz gelebt zu haben, wenn ich die im *Ventriculo* gefundene und unter *Lit. L.* erwähnte *Contenta* einer ferneren Untersuchung für ganz überhoben achtete.

Ich stellte also damit, als ich solche vom fürstl. Amte am 24. d. M. in dem nämlichen irdenen Topfe und unter unverletztem Siegel erhalten hatte, folgende Versuche an:

Der vierte Theil von der Masse ward auf Löschpapier getrocknet, und mit *Lit. A.* bezeichnet.

Die übrigen zwei Drittel wurden mit sechs Unzen reinen Röhrenwassers diluirt,

öfters umgerührt, und nach Verlauf von drei Stunden, und als sich die Masse wieder gesetzt hatte, wurde der überstehende klarere Theil durch doppeltes Löschpapier filtrirt, und mit Nro. o. bezeichnet.

Auf den zurückgebliebenen Bodensatz wurden wieder sechs Unzen klares Röhrenwasser gegossen, und diesem (im Anfange unter öfterem Umrühren) sechs Stunden zur Elixivation gegönnt. Hierauf der obenstehende klarere Theil auch durch doppeltes Löschpapier zu Nro. o. filtrirt.

Der nunmehr ausgelaugte Bodensatz wurde auf Löschpapier getrocknet und mit *Lit. B.* bezeichnet.

Auch das auf dem Filtro zurückgebliebene Pulver wurde getrocknet und mit *Lit. C.* bezeichnet.

Die Flüssigkeit Nro. o. ward abermals durch weißes Druckpapier geseiht, und hielt nun an Gewicht zwölf Unzen. Diese zwölf Unzen wurden bis auf sechs Unzen in einem gläsernen Gefäße abgedampft, ganz heiß abermals durch Druckpapier filtrirt, und in vier egale Theile getheilt, welche mit Nro. 1, 2, 3 und 4 bezeichnet wurden.

Zu Nro. 1. tröpfelte ich nach und nach 30 Tropfen zerflossenen Weinsteinöls; und als hierauf in einer Viertelstunde kein Nieder-

schlag irgend einer Art erfolgte, so gab ich noch 15 Tropfen hinzu; aber es erfolgte auch hiernach nicht der geringste verdächtig scheinende Niederschlag,

Zu Nro. 2. setzte ich Kupfersalmiak ohne allen verdächtigen Erfolg.

Zu Nr. 3. goss ich kochend heisses, frisch bereitetes, Kalkwasser. Die Mischung verbreitete einen fatalen Geruch, aber keine Art Niederschlag erfolgte. Es entstand ein Knistern im Glase, so, als wenn sich Blasen entwickeln sollten, welche ich aber nicht sah.

Zu Nro. 4. setzte ich Schwefelleberluftwasser (auch frisch bereitet), aber es erzeugte sich keine Wolke und kein Niederschlag.

Von dem Pulver *Lit. A.* verbrannte ich etwas auf einer Kupferplatte und hielt Eisenblech während des Verbrennens darüber. Es verbreitete sich zwar ein fataler branstiger Geruch, aber kein knoblauchartiger. Am Eisenblech war nichts zu sehen, und die Stelle auf dem Kupferblech war mit Werg leicht wegzuwischen.

Das auf dem Filtro zurückgebliebene und mit *Lit. C.* bezeichnete Pulver sah bräunlich aus, und dazwischen waren kleine weisse eckichte Stückchen, welche ich geneigt bin, für fein geschnittene Mandeln zu halten. Diese Stückchen kamen auch schon bei der

Elixivation gleich obenauf geschwommen. Mit vieler Mühe bekam ich einige auf eine Nadelspitze, und führte sie in eine Lichtflamme; aber brennen wollten sie nicht. Vielleicht waren sie zu klein, oder waren ihres Öls durch irgend eine Hitze beraubt, der sie ausgesetzt gewesen sein konnten, z. B. beim Backen der Makronen u. s. w.

Der nach der Elixivation übriggebliebene, getrocknete Bodensatz, welcher mit *Lit. B.* ist bezeichnet worden, war mit weissen, fett anzufühlenden Brocken von der Grösse einer Erbse vermischt, welche an der Hitze schmolzen, und Fett von sich gaben. Ich hielt es für unverdautes Schweinefleisch. Auch kleine braune Körperchen waren unter diesem Pulver, welche den Stückchen Opium im Glase *Qu.* sehr ähnlich sahen, und sich beim Zerquetschen auch so verhielten. Sie giengen beim Auslaugen immer eher und geschwinder zu Boden, als alle andere Sachen.

Ich gab mir viel Mühe, ein Säugethier zu bekommen, welchem ich eine Portion von diesem Pulver einzugeben gedachte, aber es war mir nicht möglich.

Alle Erscheinungen bei dieser Untersuchung stimmen also dahin überein: dass das Leben des unglücklichen A. F. F. R**. durch kein anders und uns bis jetzt bekanntes Gift

ist beendigt worden, als durch Opium. Dass aber gedachter R** das Opium bei nicht ganz gesundem Verstande genommen habe, wird sehr wahrscheinlich, wenn man bedenkt, wie viele und wichtige Fehler in der Organisation, sogar bei der ersten Bildung, entstanden, und unter *Lit. E. H. K. O. P. Q. R. S.* sind bemerkt worden.

Auch zeugen seine Handlungen, vorzüglich im letzten Jahre, und sein Betragen gegen seine Ältern und andre Menschen, von einer gewissen Unvollkommenheit gesunder Seelenkräfte. Dieses wäre unser unmafsgebliches Gutachten über diesen Fall, welches wir aber gern höhern und weisern Einsichten unterwerfen.

Dass auch dieser Bericht nach unserm besten Wissen und Gewissen abgefasst sei, solches wollen wir durch unsere eigenhändige Namensunterschrift und beigedruckte Siegel bekräftigen. Goslar, den 28sten Aug. 1800.

Dr. J. L. Welge,
Landphysikus.

N***,
Amtschirurgus.

V.

*Anmerkungen des Landphysikus zu dem
vorstehenden Medizinalberichte im
Jahr 1801.*

Alle Erscheinungen, welche der verdienstvolle Pyl und ältere Ärzte an den Leichnamen durch zu große Gaben von Opium verunglückter Menschen schon früher wahrgenommen haben, bestätigt diese Leichenöffnung.

Aufgedunsenheit der Haut, ein penetranter, ashafter Geruch der Leiche gleich nach dem Tode, als Folge der so geschwind überhand nehmenden Fäulniss; Steifheit des ganzen Körpers, vorzüglich der Extremitäten, so dass sie weder zu flektiren, noch zu extendiren sind; die Leere des Darmkanals von Exkrementen; Auftreibung desselben von

Luft; leichte Entzündung am Ein- und Ausgange des Magens; schwarzbraune (entzündete) Flecken, oder dunkelblaue und braune Flammen der Leber; Entzündung der Lungen, strotzend von Luft und angehäuften schwarzen schäumigen Blute; ausgetretenes Blutwasser fast in allen Höhlen des Körpers, und Ausdehnung aller Venen von schwarzem Blute, sind die übereinstimmenden Haupterscheinungen.

Die außerordentliche Weichheit der Hirnmasse, und die Entzündung im Gekröse, im Peritonäo und in der Urinblase, hat Pyl nicht wahrgenommen, und es ist nicht zu vermuthen, dass er sie übersehen haben sollte. Vielleicht hat der Unglückliche, wovon ich erzähle, nach genommenem Opium länger gelebt; vielleicht hängt es auch von andern Umständen ab. Der ansehnliche Blutverlust durchs Aderlassen konnte in diesem Stadio des gebildeten Übelbefindens, in welchem er vorgenommen wurde, wohl nicht ganz die erwünschte Wirkung leisten, ob er gleich verhütete, dass die Venen nicht durchaus den Punkt der Ausdehnung erreichten, welchen Pyl bemerkt hat. Die Ausdehnung der *Auriculae dextrae* war wohl ein Gebilde früherer Zeiten. Lebensgefährlichere

Erscheinungen können ein oder mehrere Grane von Opium in einer ohnediehs schon tödenden Gabe desselben im Körper eines erwachsenen und an Opium nicht gewöhnten Menschen, auch wohl nicht bewirken. Ich meine: 60 Gran Opium tödten nicht schneller oder richten keinen größern Unfug im Organism an, als 55, oder 100, ja 200 nicht mehr als 80.

Die mannichfaltigen und verschiedenen lebensgefährlichen Wirkungen, die der Mohnsaft in zu großen Gaben, vorzüglich in denjenigen Körpern vor dem Tode äußert, welche vorher nicht daran gewöhnt waren, sind uns bis vor noch kurzer Zeit fast unerklärbar gewesen. PYL und GMELIN gestehen es: dass es äußerst schwer, wo nicht unmöglich sei, alle diese verschiedenen Zufälle aus einer Quelle herleiten zu wollen.

Nach den Prinzipien des Brownschen Systems und seiner verdienstvollen Ausleger aber vermögen wir es nun, uns alle jene Erscheinungen sehr leicht zu erklären. Vorzüglich: warum man nach unmäßigem Gebrauch des Opiums bald Schlafsucht, Lähmung der Glieder, Erstarrung und gänzliche Gefühl- und Sinn-losigkeit; und bald nach

der nämlichen Gabe gar keinen Schlaf, sondern Schlaflosigkeit, Wahnsinn, Irrereden, Konvulsionen u. s. w. entstehen sieht. Freilich muss hierbei das Alter, die körperliche Konstitution, das Geschlecht, der Gemüthszustand und die Krankheitsanlage des Individuums, die Zubereitung des Opiums u. s. w. mit in Erwägung gezogen werden, wenn man sich alles genau und befriedigend erklären will.

Wir wissen es nun, dass das Opium unter die stärksten Reizmittel gehört, und dass eine zu große Gabe von demselben die schrecklichste Hypersthenie der Erregung bewirken muss, welche, sich selbst überlassen, in wenigen Stunden, und oft früher, in indirekte Asthenie übergeht.

Während der Zunahme und Andauer der Hypersthenie müssen jene fürchterlichen Konvulsionen, Rasereien, tobende Kraftäusserungen der Nerven und Muskeln und Wallungen der Säfte entstehen, welche uns diejenigen, die sich vorsätzlich mit Opium vergiften, Gelegenheit geben, wahrzunehmen.

Wir treffen insgemein solche Verunglückte entweder schon todt, oder doch in sehr starkem Grade der indirekten Asthenie an. In

diesem Stadio des Übelbefindens müssen nun freilich die Erscheinungen andrer Art sein; und gewöhnlich sieht man hier kalten Todes- schweiß über den ganzen Körper sich ergießen, Schlafsucht, Dummsein, apoplektische Zufälle, Lähmungen u. s. w. Dass aber auch während der indirekten und durch Opium erzeugten Asthenie Konvulsionen entstehen oder sich bilden können, kann möglich sein, die Umstehenden wollten es aber in dem oben erwähnten Fall nicht gesehen haben; obgleich früher konvulsivische Bewegungen im Körper vorgegangen sein müssen, welches die Blutunterlaufung am Hinterkopf und die Exkoration am linken Unterschenkel wahrscheinlich machen.

Diese Erklärungsart der Erscheinungen vor dem Tode solcher Verunglückten, genügt meiner Überzeugung vollkommen. Nicht so befriedigend kann ich mir einige Erscheinungen nach dem Tode erklären. Z. B. 1stens. Der sehr geringe und fast nicht namenswerthe Grad der Entzündung derjenigen Theile, welche doch das Opium unmittelbar berührt, z. B. in der Speiseröhre, im Magen, im Zwölffingerdarm, und der weit stärkere Grad der Entzündung in entfernteren Theilen des Körpers, z. B. in

der Leber, in dem Mesenterium, im Peritonäum, an der Urinblase, in den Lungen sogar. Und wieder — warum nun keine Spur von Entzündung im Gehirn, da doch dieses um so stärker affizirt werden müsste, um so lebhaftere Erregbarkeit es hat?

2tens. Die Leere des Darmkanals von Chymus und Exkrementen, und die außerordentliche Ausdehnung desselben von Luft.

Der Unglückliche, wovon ich erzähle, hatte am Abend zuvor eine große Quantität Speisen zu sich genommen, Eierkuchen, Schweinebraten, Kartoffeln- und Gurken-salat, wozu er nicht wenig Brod gegessen haben soll; und kurz vor der Vergiftung beinahe noch ein halb Pfund Makronen und eine halbe Bouteille Wein. Nach dem Genuss des Opiums konnte er nichts wieder von sich gehen haben, so wenig durch den Mund als durch den After. Ich durchsuchte dessfalls auf das sorgfältigste das ganze Haus, alle Fenster in dieser Etage, sogar den Abtritt liefs ich untersuchen, aber es ward nichts gefunden, woraus es wahrscheinlich würde. Könnte wohl während der Bildung der Hypersthenie und ihrer Andauer das Geschäft

der Verdauung und die Einsaugung des Chyli sich vermehrt haben?

Es thut mir herzlich leid, dass ich nicht mehr Aufmerksamkeit auf die *Vasa chylifera* verwendet habe, und ich bitte jeden meiner Herren Kollegen, bei ähnlichen Vorfällen doch ja auf das *Receptaculum chyli*, auf den *Ductum thoracicum*, und vorzüglich auf die Farbe und den Geruch des Chyli selbst genau Acht zu geben. Diefs kann uns vielleicht auf wichtige Entdeckungen leiten.

3ten. Die unbegreiflich geschwind überbandnehmende Fäulniss, welche der aashaftige Gestank des ganzen Leichnams zur Genüge beweiset. Kalte oder warme Atmosphäre macht hierbei keine Ausnahme. Pyl sezirte am 3ten April, und fand sogar das aus der Ader gelassene Blut schon übelriechend, welches ich aber bemerkt zu haben, mich nicht erinnern kann. Es wäre mir doch beim Wägen wohl aufgefallen. Alles aber scheint der Verwesung schon unterworfen zu sein, nur die Dichtigkeit der Muskelfaser macht hier wieder eine auffallende Ausnahme —.

Opium an und für sich kann diese Erscheinung wohl nicht bewirken, gesetzt

auch, dass es in Substanz in die Saftmasse überginge. Um mich hiervon zu überzeugen, stellte ich zweimal folgenden Versuch an. Ich füllte ein Vierunzenglas, worein ich eine halbe Drachme fein pulverisirtes Opium gethan, mit ganz warmem, und aus der Ader in das Glas strömenden Blute von einem ganz gesunden Menschen. Es ward gleich zugedekkt, und auf den Kork ein Kreuz geschnitten. Von eben diesem Menschen füllte ich noch ein Vierunzenglas, und ließ beide Gläser eine halbe Stunde ruhig stehen. Farbe und Beschaffenheit blieben sich gleich; das eine koagulirte so gut, als das andere, und auf beiden setzte sich kein Wasser ab. Nun setzte ich beide Gläser acht und vierzig Stunden unter Wasser, welches durch Ofenwärme Tag und Nacht sehr sorgfältig lauwarm gehalten wurde. Nach Eröffnung roch das Blut in beiden Gläsern fast gar nicht, am allerwenigsten aashaft oder faul; nur war in dem mit dem Kreuze der widerliche Geruch vom Opium nicht zu verkennen. Die Beschaffenheit und Farbe des Bluts war auch in beiden Gläsern überein. Darauf schüttelte ich beide Gläser tüchtig um, und setzte sie geöffnet noch drei Tage und Nächte der Stubenwärme

aus. Das Blut blieb in beiden Gläsern, der Farbe und Flüssigkeit, dem Geruch und der übrigen Beschaffenheit nach, sich völlig gleich. Ich dachte doch, dass das Blut mit dem Opium flüssiger und früher stinkend hätte werden müssen, wenn Opium an und für sich solches bewirken könnte.

Dieses gewaltige Reizmittel muss also auf uns noch unbekannte Art im Organismus eine Entmischung bewirken, wovon dann jene geschwind überhandnehmende Fäulniss die Folge ist, oder es muss, in dieser bewirkten Stimmung des Organismus, der Urstoff der Fäulniss selbst freieren Zutritt haben.

Im Jahre 1787 sahe ich einen starken Kognak - zecher an Konvulsionen sterben. Der gute Mann trank gewöhnlich zwei Bou teillen täglich, wenn kein Geburtstag vorfiel. Im letzten halben Jahre verlor er alle Esslust. Zwei bis drei Zuckerzwiebäcke war täglich seine stärkste Mahlzeit. Er ward wasser - süchtig und sinnestumpf. In den letzten zwei Stunden seines Lebens erhielt er drei heftige und vollkommen epileptische Anfälle. Bei dem zweiten bangte ich und andere Ärzte vor Apoplexie. Es wurde eine Ader

geöffnet, ungefähr acht Unzen Blut gelassen, und gleich darauf 15 Tropfen *Laudanum* gereicht. An dem dritten Anfall, welcher gleich darauf folgte, starb er.

Das aus der Ader gelassene Blut sah vollkommen so aus, wie trübe Molke, roch vollkommen und am ähnlichsten wie Brannteweinsnachlauf, und unter die acht Unzen setzte sich auch kein Theelöffel voll Kruor. Diefs ist Wahrheit, und nur die Liebe zu ihr und zu meiner Kunst kann mich bewegen, des Vorfalls hier zu gedenken.

Ich war vier und zwanzig Stunden nach dem Tode bei der Beschickung seiner Leiche, und noch vier und zwanzig Stunden später, als sie ins Sarg gelegt wurde, kann mich aber nicht besinnen, einen auffallenden kadaverösen Geruch dabei bemerkt zu haben.

Kleine Gaben Opium und große Gaben Weingeist bringen also nach dem Tode nicht gleiche und ganz übereinstimmende Erscheinungen hervor, als große Gaben von Opium zu thun pflegen, ungeachtet die tödtende Art der beiden letztern Potenzen doch eine und die nämliche sein muss.

Hier scheint's dunkel zu sein; und es ist verzeihlich, wenn man auf einem andern Wege versucht, sich Licht zu verschaffen.

Wäre es denn so sehr auffallend, wenn man den milchsaftführenden Gefäßen einen eigenen Sinn für den Milchsaft, und den übrigen einsaugenden Gefäßen auf der Oberfläche des Körpers und in den Lungen einen eigenen Sinn für den wichtigsten Lebensstoff — für den Sauerstoff, geneigt wäre, zuzuschreiben?

Wie nun, wenn während der Sthenie, welche doch der Bildung der Hypersthenie voran gehen muss, die gesamte Lebensfunktion thätiger, jedes Organ sein von der Natur angewiesenes Geschäft bei völligem Bewusstsein, nur rascher verrichtete; bei völlig gebildeter Hypersthenie aber und ihrer Andauer, jener Sinn der einsaugenden Gefäße aufgehoben, und entweder aus dem Chymus, oder aus dem Luftmeere, oder aus beiden zugleich — eben so rasch, nur bewusstlos, herein geschlürft würde, was vorbei flösse? Kohlenstoff, Stickstoff. Gleich einem Trunkenbold, der hinterschlingt, was sich ihm in den Mund wälzt, und was ihn auf der Zunge und den Lippen kitzelt.

Auf diese Art liessen sich, meines Bedünkens, dergleichen Erscheinungen weit leichter erklären.

Für den eigenen Sinn der einsaugenden Gefäße spricht die Fortpflanzung und Erhaltung aller Vegetabilien und Thiere. Einige Verrichtungen des Systems selbst, z. B. der Hunger, scheint in Durst- und Verhungerungsnoth, auf die einsaugenden Gefäße der Thiere, so heftig als Opium zu wirken; und wir sehen vor dem Tode wo nicht alle, doch nach dem Tode, die nämlichen Erscheinungen.

Einige Ansteckungsmaterien scheinen recht dazu geeignet zu sein, die einsaugenden Gefäße zu solchen Verirrungen mehr oder weniger zu stimmen oder zu verleiten, durch einen partiellen sthenischen und hypersthenischen Zustand — z. B. Petechien-, Gelbfieber- und Pest - stoff.

Dass Kohlen- oder Stick-stoff, wenn er unvermischt mit andern Luftarten, d. h. aus Noth, eingesogen werden muss, fürchterliche Wuthäufserungen, Rasereien, Konvulsionen, unwillkührliches Schreien, die heftigsten Brustschmerzen, wahre Peripneumonie, Blutspeien, in weniger als einer Stunde Zeit im gesunden Körper bewirken kann, davon habe ich mich bei einer heftigen Feuersbrunst in einem sehr beträchtlichen Bergwerke,

an mehr als einem zum Löschen bestimmten Individuum, hinlänglich überzeugen können. Einige wurden ganz betäubt, wie todt, herausgebracht, und an diesen waren alle Glieder starr und steif. Alle stimmten dahin überein, dass sie, kurz vor dem Verlust der Sinne oder des Bewusstseins, Schwindel und ein besonderes Knistern vorne im Kopfe bemerkt hätten, welches sie sämmtlich mit dem Picken (Schlagen) einer Taschenuhr verglichen.

VI.

Von der Überfruchtung.*)

Von dem Herausgeber.

Bei der Wichtigkeit, welche die Untersuchungen über die Superfötation sowohl für die Physiologie, als für die gerichtliche Arzneikunde haben, lohnt es der Mühe, zur Aufhellung dieses Gegenstandes beizutragen. Diese Untersuchung ist nicht nur interessant in Hinsicht auf die Lehre von der Erzeugung, sondern sie ist auch von Belang in manchen medizinisch-gerichtlichen Fällen, wo nämlich die Frage entsteht: ob eine Witwe, die bald nach dem Tode ihres Ehemanns ein todtes

*) *De superfoetatione nonnulla. Auct. Th. G. A. Roose. Bremae, 1801. 4.*

Kind zur Welt brachte, noch von einer andern später empfangenen und später zur Welt kommenden Leibesfrucht schwanger sein, und ob eine solche Frucht für rechtmässig gehalten werden könne?

Die Frage: ob eine Überfruchtung, das heisst, die Schwängerung einer schon Schwangeren, bei einem menschlichen Weibe möglich sei oder nicht?, ist verschieden beantwortet. Es ist hier der Ort nicht, die verschiedenen Meinungen über diesen Gegenstand aufzuzählen; man findet sie zusammengestellt bei HALLER*) und GRAVEL**). Es soll hier nur die Rede von den Gründen für die beiden einander entgegengesetzten Hauptmeinungen sein.

Die Vertheidiger der Möglichkeit einer Überfruchtung berufen sich zunächst darauf, dass die ganze innere Oberfläche der Gebärmutter in allen ihren Theilen zur Empfängniss geschikt sei. Es sei, behaupten sie,

*) *Elem. Physiol. VIII. I. S. V. §. xvii.*

**) *De superfoetatione coniecturae. In HALLER disput. anat. Vol. V. p. 335.*

kein Grund vorhanden, warum nicht eine Empfängniss an Einer Stelle derselben erfolgen könne, obwohl sie auch an einer andern schon Statt finde. Sie berufen sich ferner auf die gar nicht seltenen Beispiele, wo Leibesfrüchte, die entweder unmittelbar nach einander, oder in einem Zwischenraume von wenigen Tagen, zur Welt kommen, einander so ungleich an Ausbildung sind, dass es eine gar nicht unwahrscheinliche Vermuthung sei, wenn man die Eine derselben für reif, die andre aber für später empfangen und noch unreif halte; Beispiele, deren große Anzahl ich selbst noch mit einer Beobachtung vermehren könnte, wenn diese Beobachtungen überall den ihnen beigelegten Werth hätten *). Nicht weniger berufen sie sich auf das Beispiel mancher andrer Säugethiere, bei denen ohne allen Zweifel Überfruchtung Statt findet, so wie auch auf solche häufig beobachtete und

*) Man findet viele Beispiele dieser Art angeführt bei HALLER a. a. O. Der mir bekannte Fall kommt dem in den *Nov. act. acad. nat. curios. T. I. Obs. X. p. 65.* (im ersten B. der CAPPELSchen Übers. S. 59.) erzählten am nächsten. Das neueste Beispiel ist von ROCH TARBÉS beschrieben im *Recueil périodique de la soc. de méd. de Paris. T. v. p. 141.*

hinlänglich beglaubigte Fälle, wo Thiere und Frauen empfangen und gebaren, ungeachtet ein früher empfangenes todtet, ja selbst in erdige Masse verwandeltes Kind noch in der Gebärmutter befindlich war*). Aus den letzten Fällen schließt HALLER, es sei also gar keinem Zweifel unterworfen, dass eine zweite Empfängniss Statt finden könne**). Denn, sagt er***), wenn ein Weib empfangen kann, dessen Gebärmutter mit einer verknöcherten Leibesfrucht beschwert ist, so wird ein anderes mit gesunder Gebärmutter noch viel leichter empfangen. Endlich berufen die Vertheidiger dieser Meinung sich auf Beobachtungen, wo Ein Kind eine lange Zeit (bis zu sechs Monaten) nach dem andern von derselben Mutter geboren sein soll; Beobachtungen, die HALLER †) gesammelt hat.

*) M. vergl. HALLER a. a. O. S. 466. — BALDINGER's n. Magaz. f. Ä. B. 4. St. 4. — BLUMENBACH in den G ö t t. gel. Anz. v. 1786. St. 15. — SÖMMERRING's BAILLIE. S. 220. Anm. 465.

**) Grundr. d. Physiol. Herausg. v. SÖMMERRING u. MECKEL. §. 929.

***) *Elem. physiol. l. c. p. 467.*

†) Ebendas. S. 464.

Diese Gründe haben indess Manches gegen sich, wodurch sie theils gänzlich widerlegt, theils doch sehr beschränkt werden.

Was man nämlich zuerst über die in allen Punkten zur Empfängniss geeignete Beschaffenheit der Gebärmutter zu Gunsten der Superfötation gesagt hat, ist, meines Bedünkens, eben so irrig, als was man diesem entgegen gestellt hat. Die Gegner der Annahme einer Überfruchtung beim Menschen, leugnen sie nämlich desshalb, weil, wie sie sagen, gleich nach der Empfängniss der Gebärmuttermund fest verschlossen werde. Von HIPPOKRATES*) Zeiten an, bis auf die unsrigen herab**), ist diese Behauptung oft wiederholt; aber, meines Wissens, nie bewiesen. Nun zeigt aber die so häufig anzustellende Beobachtung von Weibern, die in den ersten Monaten der Schwangerschaft noch menstruiert sind, dass zu dieser Zeit der Gebärmuttermund keinesweges so fest verschlossen sei, dass weder

*) *Aphor. V. 51.*

**) BLUMENBACH *Inst. physiol. Ed. 2. §. 563. — Le médecin accoucheur par M. SACOMBE à Par. 1791.*

Blut aus ihr ausströmen, noch männlicher Same in sie eindringen könne. Auch haben die zuverlässigsten Beobachter dieses vermeintliche Verschliessen der Gebärmutter nicht gefunden. HILDEBRANDT erwähnt in seiner Beschreibung der Veränderungen, welche die Gebärmutter während der Schwangerschaft erleidet*), keiner Verschließung ihrer Mündung. HALLER sagt bestimmt**): der Gebärmuttermund sei nie verschlossen; und STEIN***) erklärt dieses von HIPPOKRATES angenommene Verschliessen für ein Kennzeichen, das bei mehr geschwängerten Personen seine Ausnahmen erleide.

Was ist denn aber bei dieser Unzulänglichkeit jener mechanischen Erklärung die Ursache, dass die Superfötation, der Erfahrung zufolge, zu den so höchst seltenen Erscheinungen beim Menschen gehört?

Diese Ursache liegt nahe genug. Die Organe des lebenden Körpers sind zu ihren Verrichtungen nur unter der Bedingung der Integrität ihres Baues und ihrer Mischung ge-

*) Lehrb. d. Anat. d. Menschen. B. 5. S. 2307.

**) A. a. O. S. 466.

***) Theoret. Anleitung zur Geburtshilfe. S. 167.

schickt. Jede Veränderung oder Verletzung eines Organs bringt auch eine Veränderung oder Verletzung seiner Verrichtung hervor. Die jungfräuliche, und überhaupt die ungeschwängerte Gebärmutter hat im gesunden und durchaus regelmässigen Zustande, von der Periode des Mannbarwerdens an, bis zum Anfange des Alters, einen solchen Bau und eine solche innere Mischung, dass sie dadurch eine eigenthümliche, durch den in sie gebrachten männlichen Samen aufzuregende Reizbarkeit besitzt. Wenn diese Reizung durch den männlichen Samen Statt findet, so entstehen die bekannten Bewegungen der Gebärmutter, der Fallopischen Röhren und der Eierstöcke, mit denen die Empfängniss und Schwangerschaft anfängt; Bewegungen, die dann vom Augenblicke der Konzeption an, bis zu der Geburt hin, nach Gesetzen, die wir noch nicht kennen, fortgehen, so, dass die Gebärmutter auch dann, wenn die Empfängniss fehlerhaft ausser ihr Statt hat, gleichwohl die Huntersche hinfällige Haut bildet*), und zu der bestimmten Zeit durch

*) Abhandl. d. Londonschen Gesellsch. zur Vermehrung des mediz. u. chirurg. Wissens. S. 221.

ihre Zusammenziehungen Wehen bewirkt, die natürlich dann gänzlich fruchtlos sind*).

Wenn aber die Empfängniss nun Statt hat, so wird die Gebärmutter nebst den übrigen innerlichen Geschlechtswerkzeugen mittelst dieser jetzt darinn angefangenen und fort dauernden Bewegungen in ihrem Innern so verändert, dass jene, der ungeschwängerten Gebärmutter eigenthümliche, Reizbarkeit jetzt fehlt; etwa so wie die Schleimmembran der Nase im entzündlichen Zustande (beim Stockschnupfen) ihre eigenthümliche, durch die flüchtigen Ausdünstungen der Körper zu erregende Reizbarkeit, die die Empfindung des Riechens bewirkt, verliert, und zur Schleimabsonderung, wozu sie im gesunden Zustande dient, untauglich wird. Man kann sagen: die nicht geschwängerte Gebärmutter wird durch die Empfängniss in ein anders Organ verwandelt, nämlich in die schwangere, mit ganz andern Kräften versehene und ganz andre Verrichtungen ausübende, Gebärmutter, die nun zu den Geschäften der nichtgeschwängerten nicht

*) M. vergl. m. Grundz. d. L. v. d. Lebenskr. Aufl. 2. S. 114.

mehr tauglich ist. Männlicher Same, der in diese schwangere Gebärmutter gelangt, erregt darinn keine Thätigkeit; denn es fehlt ihr die eigenthümliche, durch diese Flüssigkeit zu erweckende, Reizbarkeit.

Das Argument, welches die Vertheidiger der Überfruchtung von der Ungleichheit zweier Leibesfrüchte, die entweder gleichzeitig, oder in einem Zwischenraume von einigen Tagen zur Welt kommen, hernehmen, ist ganz unbedeutend. HALLER selbst, so ein eifriger Vertheidiger der Superfötation er auch war, verwarf es. „Es ist gewiss genug, sagt er*), dass von Zwillingen Einer sterben kann, während der Andre leben bleibt, so, dass in Einem Beispiele ein lebendes Kind vier Tage nach einem todten, und in einem andern am Tage nach der Geburt eines lebenden ein todtes Kind zur Welt kam. Auch hat man von Drillingen Einen in der Fallopischen Röhre todt gefunden, da die andern Beiden lebend zur Welt kamen, oder gefunden, dass Einer von ihnen vor Kurzem gestorben war, da der Grad der Fäul-

*) A. a. O. S. 463.

niss bei den beiden Andern bewies, dass sie schon länger todt waren. Aus diesem Allen erhellt, dass füglich von zwei zugleich empfangenen Leibesfrüchten die Eine im Mutterleibe gestorben oder doch abgezehrt sein kann, entweder weil sie durch das stärkere Wachsthum der andern unterdrückt, oder wegen eines ihr eigenen Fehlers nicht gehörig ernährt wurde, und dass so eine Ungleichheit unter ihnen bewirkt werden kann.“

Wenn man sich ferner zur Unterstützung der Annahme einer Superfötation beim Menschen auf das Beispiel mancher andern Säugethiere beruft, bei denen sie ohne allen Zweifel Statt hat, so zeigt das von einer gänzlichen Unbekanntschaft mit der Verschiedenheit der menschlichen Gebärmutter von der Gebärmutter der meisten übrigen Säugethiere. Aus der vergleichenden Anatomie ist es hinreichend bekannt, dass die meisten übrigen Säugethiere, mit nur wenigen Ausnahmen, eine doppelte Gebärmutter haben, nämlich entweder eine sogenannte zweischenklichte oder eine zweigehörnte, da hingegen die menschliche Gebärmutter einfach ist. Begreiflich kann man aber daraus, dass bei jenen Thieren der eine Theil der Gebärmutter, der ganz unabhängig von dem an-

dern ist, noch zum Empfangen tauglich sein kann, während der andre schon empfangen hat, keinesweges einen Schluss auf die einfache Gebärmutter beim Menschen machen.

So ist auch das Argument von keiner Wichtigkeit, worauf HALLER so großen Werth legte, nämlich die Konzeption einer Gebärmutter, in welcher noch eine todte, ja selbst noch eine verknöcherte Leibesfrucht gegenwärtig ist. Wie freilich diejenigen, die wegen mechanischer Verschliefung des Muttermundes die Überfruchtung leugnen, es beseitigen können, sehe ich nicht ab, und erinnere mich auch nicht, es von ihnen widerlegt gefunden zu haben. Denn wie soll es zugehen, dass die verschlossene Gebärmutter sich wieder öffnet, wenn die in ihr enthaltene Frucht stirbt? Schwerlich wird Jemand antworten wollen: durch das Aufhören der Reizung, welche die Bewegungen der noch lebenden Frucht verursachen. Denn es wäre eine sehr willkührliche und höchst unwahrscheinliche Annahme, dass eine wegen ihrer Kleinheit noch unsichtbare Leibesfrucht in den ersten Zeiten der Schwangerschaft die Gebärmutter mehr zu Zusammenziehungen ihrer Mündung reizen könne, als eine todte, beinahe voll-

kommene gebildete Leibesfrucht. — Die oben gegebene Vorstellungsart aber wird durch das Hallersche Argument nicht nur nicht widerlegt, sondern vielmehr unterstützt. Es hört nämlich zugleich mit dem Leben des Kindes im Mutterleibe und mit seinem Zusammenhange mit demselben auch die eigentliche Schwangerschaft auf. Die Gebärmutter kehrt in ihren ungeschwängerten Zustand zurück, ausser dass die todte Frucht, wie ein fremder Körper, in ihrer Höhlung bleibt. Ihr schwangerer Zustand, der ja nicht von ihrer Ausdehnung, sondern vielmehr von bestimmten Lebensbewegungen abhängt, hört auf, und sie wird wieder eine ungeschwängerte, zur Empfängniss geschickte, Gebärmutter. Man sieht also, dass von diesen krankhaften Fällen keinesweges auf den regelmässigen Zustand geschlossen werden darf.

Was endlich die Beobachtungen anbetrifft, wo das eine von zwei Kindern eine geraume Zeit nach dem andern geboren sein soll, so darf man dabei auf der einen Seite nicht zu leichtgläubig sein. Sehr viele dieser Histörchen tragen so offenbar das Gepräge des Betruges, dass HALLER selbst ihnen nicht recht trau-

et*). Es ist leider etwas eben so wenig Seltenes, dass Beobachter von schlaun Weibern hintergangen werden, als dass sie sich selbst die Sucht, etwas Unerhörtes oder doch sehr Seltenes erzählen zu können, täuschen lassen. Auch kommt ja die vermeinte Ursache der Überfruchtung, nämlich Beischlaf nach schon geschehener Empfängniss, so häufig vor, dass wenn dadurch Überfruchtung entstehen könnte, sie nicht zu den höchst seltenen, sondern zu den sehr häufigen Fällen gehören müsste.

Auf der andern Seite aber giebt es Beobachtungen, dass zuweilen auch menschliche Weiber eine doppelte Gebärmutter haben**). In allen diesen Fällen aber kann, wie schon GRAVEL anmerkt, eine Überfruchtung so gut

*) A. a. O. S. 465.

**) Mehrere Beispiele der Art findet man bei GRAVEL (a. a. O. §. XVII.), bei HILDEBRANDT (a. a. O. §. 2295.), bei BALLIN (a. a. O. S. 224.), bei CONRADI (Handb. d. pathol. Anat. S. 322.) — Neuere Fälle beschreiben: POLE in den merkw. Abhandl. der zu London 1773 errichteten mediz. Gesellsch. B. 4. S. 166. und K. THAMM in der Dissertation: *De genitalium sexus sequioris varietatibus*. Hal. 1799.

wie bei andern, mit zwei Gebärmüttern versehenen, Thieren Statt finden.

Nach diesem Allen ist eine Überfruchtung im gesunden und regelmässigen Zustande unmöglich, nicht, weil die Gebärmutter geschlossen würde, sondern weil sie durch die Schwangerschaft in ihrem Innern und in ihrer Reizempfänglichkeit dergestalt verändert wird, dass keine zweite Empfängniss eintreten kann. In regelwidrigen Fällen aber, wo ein Weib zwei Gebärmütter hat, kann sie Statt finden.

VII.

Sektionsbericht über einen nach
einer Schlägerei Verstorbenen.

Von dem Physikus Hrn. Dr. N. N.

Auf Requisition des fürstlichen Amtes X haben wir Unterschriebene am 30sten April d. J., von des Vormittags um 10, bis des Nachmittags um 3 Uhr, den Leichnam des am 29sten desselben Monats um 10 Uhr Vormittags verstorbenen Soldaten Y gerichtlich und gesetzmäßig obduzirt. Wir fanden den Leichnam in des Kleinköthers — ch — Behausung, in der Kammer linkerhand, wenn man auf die Hausflur kommt. Er war mit einem erst gewaschenen Hemde bekleidet, und lag auf Stroh.

Der Ort, welcher uns zur Sektion angewiesen, war ein Theil vom Garten hinter dem Schweinestalle. Die Luft war, zumal an diesem Orte, höchst unangenehm, und zog sehr strenge; auch drohte es jeden Augenblick, zu regnen. Unterschriebene verwarfen also diesen zur Sektion angewiesenen Ort, und erhielten dafür die Flur oder Dehle im Wohnhause des Kleinköthers — ch —. Diese Dehle war zwar klein und eng, aber doch hell, und so, wie der Tisch, worauf der Leichnam sezirt werden sollte, hinreichend bequem zu unserm Geschäfte. Das Zudringen der Menschen wurde, so viel es sich thun liefs, durch Wache abgehalten.

Bei der Obduktion waren von fürstlichen Amts wegen gegenwärtig der Hr. Justizamtmann — —, und der Gogräf — — —.

Als der Leichnam auf den Tisch gelegt, von dem an sich habenden Hemde entblöfst, von uns Allen für den verstorbenen Y anerkannt, und kein Zeichen des Lebens an solchem mehr sichtbar war, so veranstalteten Unterschriebene zur besseren Übersicht der Oberfläche des Körpers, dass die Haare vom Kopfe geschoren wurden.

Auf der Oberfläche des Leichnams wurde folgendes bemerkt:

1. Mäßig blaue und grüne Flecken beider Augenlieder, welche aber nicht geschwollen, sondern ganz schlaff waren. Beide Augäpfel waren unbeschädigt, und die Sklerotika weiß.

2. Von der natürlichsten Beschaffenheit fanden wir die Nasen- Mund- und Ohrenhöhlen.

3. An der ganzen Oberfläche des Kopfs war übrigens keine Geschwulst, keine Röthe, oder sonst eine Stelle sichtbar, welche die geringste Verletzung der Hirnschale hätte vermuthen lassen; nur im Nacken und am Hinterkopfe waren kleine bläuliche Flecken zu sehen, welche aber ohne alle Geschwulst und denen völlig ähnlich waren, die

4. auf dem Rücken und auf dem hinteren Theile beider Oberschenkel sich häufig vorfanden, und nichts als gewöhnliche Todtenflecke waren.

5. In der Mitte des linken Vorderarms, der Ulna gegenüber, ein kleiner, zwei Zoll langer, und $\frac{1}{4}$ Zoll breiter trockner Schorf ohne die geringste Geschwulst und ohne alle Blutunterlaufung.

6. Der Unterleib war nicht aufgetrieben, eher eingefallen; und in der Gegend des Magens zeigte sich eine länglichte bläuliche Stelle, wie fast bei allen Kadavern angetroffen wird.

7. Das Skrotum hing erschlafft nieder, und war voller Schmutz, welcher verhärtetem und vertrocknetem Schleime ähnlich sah. Nachdem dieser abgewaschen, erschien die natürliche Farbe desselben längs den *Funiculis spermaticis* etwas bläulicher, und am Boden, worauf beide gesunde Hoden lagen, war ein kleiner Schorf zu sehen, welcher vom Kratzen entstanden zu sein schien.

8. Am *Pene* war nichts Widernatürliches zu sehen, aufser dass sich aus der Harnröhre, welche an der Mündung etwas röther als natürlich war, ein weißgelblicher Schleim ergoss, welcher Tripperschleime ähnlich sah.

Es wurde hierauf zur Öffnung des Kopfs geschritten.

A. Als bei der kreuzweisen Durchschneidung der Bedeckung der Hirnschale das Messer die Aponeurose auf dem oberen Theile des Stirnbeins und genau in der Mitte desselben durchdrang, so kamen einige Tropfen schwarzes, aber flüssiges, Blut zum Vorschein. Bei genauerer Untersuchung zeigte

es sich, dass auf dieser Stelle zwischen der Aponeurose und der Beinhaut des Hirnschädels wohl ein kleiner Theelöffel voll solchen Bluts zusammengelaufen war. Nicht viel weniger hatte sich in dieser Gegend ins Zellgewebe (unter der Aponeurose) ergossen, wobei noch zu merken, dass der Umfang dieser Blutinfiltration drei Zoll (rheinl. Maafs) im Durchmesser hatte, und das Blut desto schwärzer war, je näher es jener Höhlung kam, worinn der oben bemerkte Theelöffel voll lag, desto röther aber aussah, je mehr es in die Peripherie gedrungen.

Als dieser Theelöffel voll Blut weggenommen, und die Stelle mit einem Schwamm gereinigt war, so zeigte sich das Perikranium von bläulicher Farbe, aber glänzend.

B. Das Perikranium wurde nun auch an dieser Stelle, d. h., auf dem obern Theile des Stirnbeins und gerade in der Mitte desselben, durchschnitten, und durch diesen Schnitt leerte sich freiwillig ein mäfsiger Theelöffel voll schwarzes flüssiges Blut aus, welches rein und unvermischt war, und den natürlichen Blutgeruch hatte. Dieser Schnitt im *Pericranio* wurde nun aufs Vorsichtigste von vorn nach hintenzu bis auf die äussere

Protuberanz des *Ossis occipitis* fortgesetzt; und als auch die Durchschneidung des *Pericranii* von einem Ohr zum andern bewerkstelligt war, so wurden die vier Hautlappen mit möglichster Vorsicht, vorzüglich von dem vordern Theile des Hirnschädels, gelöst und zurückgeschlagen.

Auf dem oberen und mittleren Theile des Stirnbeins und eben da, wo der erste Einschnitt ins *Pericranium* gemacht wurde, war dasselbe in einem merklichen Umfange von Knochen getrennt. Der Durchmesser dieser getrennten Stelle betrug über $1\frac{1}{2}$ Zoll, und unter derselben lag auf dem bloßen Knochen wohl noch eben so viel mehr geronnenes Blut, als flüssiges beim ersten Einschnitte schon herausgeflossen war. Übrigens war auch dieses Blut von Ansehn und Geruch sehr frisch, und ohne Beimischung irgend einer andern Flüssigkeit.

Unterschriebene reinigten nun mit einem Schwamm das *Pericranium* von anklebendem Blute, und seine Beschaffenheit und Farbe war die natürlichste, welche sich denken lässt; hellglänzend und weiß. Auch nicht der entfernteste Anschein von Entzündung war im ganzen Umfange desselben wahrzunehmen.

C. Ein beträchtlicher Bruch im oberen und mittleren Theile des Stirnbeins konnte unsrer Aufmerksamkeit schon bei der Abnahme der Bedeckungen des Hirnschädels nicht entgehen, welchen wir aber theils der Ordnung wegen, und theils auch deswegen nicht früher haben bemerkbar machen wollen, um die Aufmerksamkeit auf das Vorhergehende nicht zu unterbrechen.

Das beträchtliche Stück, welches aus der Mitte des Stirnbeins eingebrochen war, nahm seinen Anfang einen halben Zoll breit unter der *Sutura coronaria*, und endigte sich dicht über der *Glabella*. Die Länge betrug $2\frac{1}{2}$ Zoll, die Breite desselben aber am oberen Theile $1\frac{1}{2}$, und am unteren nur 1 Zoll. Der obere breitere Theil dieses Bruchs war einen Zoll lang nach unten, drei Linien tief in allen Punkten eingedrückt. Diese Impression nahm aber von nun an nach unten zu ab, und war am Ende, ungefähr $\frac{1}{2}$ Zoll über der *Glabella*, nicht mehr *Impressio cranii* zu nennen.

Aus der linken Seite dieses Bruches durchliefen zwei Fissuren den linken Theil des Stirnbeins, ungefähr $\frac{1}{2}$ Zoll breit über einander und fast parallel schräg von Innen nach

Außen, so auch von Oben nach Unten, und endigten sich im oberen Rande der linken Augenhöhle. Dieser längliche Streif von Knochen, den beide Fissuren in sich fassten, wurde in der Mitte noch einmal von einer Fissur durchschnitten, und am äusseren Ende des linken *Arcus superciliaris*, da, wo sich die äussere jener parallel laufenden Fissuren endigte, nahm abermals eine Fissur ihren Anfang, stieg an der äusseren Seite der linken Tubercula des Stirnbeins in die Höhe, und endigte in der *Sutura coronali*, ungefähr $\frac{1}{4}$ Zoll von dem Übergange der krummen Linie des Stirnbeins in die *Lineam semicircularem* des Scheitelbeins.

Vorläufig müssen wir bemerken, dass keine dieser Fissuren auf der inneren Tafel des Stirnbeins sichtbar war.

D. Nachdem die Hirnschale von gewöhnlicher Stärke und Härte durch einen Sägeschnitt rund herum geöffnet, doch so, dass das untere Ende jenes $2\frac{1}{2}$ Zoll langen Bruchstücks nicht mit durchschnitten wurde, und nun die Hirnschale von hintenher aufgehoben war, so blieb jenes $2\frac{1}{2}$ Zoll lange Stück, das am oberen Ende einen Zoll lang und in allen Punkten drei Linien tief eingedrückt war, auf den Gehirnhäuten liegen.

Beide Lamellen in diesem Stücke waren im oberen Theile und im Umfange der Depression dicht auf einander gepresst, und, nach den Spuren des Eindrucks zu schliessen, welche es auf die *dura mater* gemacht hatte, konnte es wohl nach innen, aufs Gehirn zu, eine Linie tiefer hervorragen, als es von aussen eingedrückt war. Dieser Druck fiel auf die *Lobos anteriores cerebri* gleich stark, und vorzüglich auf den *Sinum longitudinalem durae matris*, welcher denn auch nach hinten zu von schwarzem, aber flüssigem Blute sehr angefüllt war. Es konnte leicht aufgehoben werden, und hing an keiner Stelle mit der harten Hirnhaut zusammen.

E. Unter dem mittleren Theile dieses Bruchstücks, aber mehr nach der linken Seite zu, lag ein guter Esslöffel voll extravasirtes schwarzes Blut. Jetzt konnte man auch

F. den Umfang der gewaltsamen Los-trennung der harten Hirnhaut von der inneren Fläche des Stirnbeins von der, durch die Abnahme des Schädels bewirkten, sehr deutlich unterscheiden. Der Esslöffel voll des extravasirten Bluts füllte sie nicht ganz aus. Sie war oval, und nahm ihren Anfang ungefähr einen Zoll breit auf der rechten Seite des Si-

nus longitudinalis, und ging von dieser nach der linken Seite über den *Lobum anteriorem* des linken *Hemisphaerii*. Hier war das Ende ihrer Länge, welche über $2\frac{1}{2}$ Zoll betrug. Die Breite war da am stärksten, wo sie ihren Anfang genommen hatte, und belief sich auf zwei Zoll. In ihrem spitzeren Ende, welches ungefähr $1\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser hatte, und in der Mitte derselben, lag der grösste Theil des unter *Lit. C.* bemerkten extravasirten Bluts. Dieses Blut war von der natürlichsten Beschaffenheit, ohne Beimischung irgend einer andern Flüssigkeit, und ohne allen Geruch, als den, den frisches Blut wohl hat. Seine Ergiessung war wohl grösstentheils aus den zerrissenen Gefässen, womit die *dura mater* an der inneren Fläche des Stirnbeins mitbefestigt war, entstanden. Der *Sinus longitudinalis durae matris* war unverletzt. Theils konnte es aber auch aus dem oberen Ende der linken Stirnhöhle sich ergossen haben, welche auch zerschmettert war, und mit der Höhlung, worinn dieses Extravasat lag, offenbar in Konnektion stand.

G. Die hinteren Wände beider Stirnhöhlen (*Sinus frontales*) waren zerschmettert, und man konnte frei hineinsehen. Beide waren

mit geronnenem Blute angefüllt; die linke aber mehr, als die rechte. In der rechten sah man im Obertheil derselben etwas weißlichen Schleim anhängen. Übrigens war auch dieses Blut in den Stirnhöhlen ohne allen Geruch.

Unterschriebene reinigten nun die harte Hirnhaut von dem extravasirten Blute, wobei Nächstunterschriebener zwei, wie Messerspitzen große, Fragmente entdeckt, welche ganz lose lagen, und aller Wahrscheinlichkeit nach von dem oberen Theile der hinteren Wand der linken Stirnhöhle gebrochen sein mussten.

H. Nach der Reinigung (welche mit einem weichen Schwamm geschah) erschien die harte Hirnhaut von hellglänzend weißer Farbe. Sie war nirgend verletzt, und in ihrem ganzen Umfange war keine Spur von Entzündung anzutreffen.

Die Gehirnhäute wurden hierauf von beiden Seiten von hinten nach vorn zu durchschnitten, doch so, dass der *Sinus longitudinalis* unverletzt blieb, und hierauf auch von der *Spina contigua* des Stirnbeins gelöst, und nebst dem *Processu falciformi*

nach hinten zu zurückgeschlagen. Hierauf wurden sie abermals aufs Sorgfältigste ausgebreitet und gereinigt, und nichts als der vollkommenste und gesundeste Zustand war an ihnen wahrzunehmen.

I. Auf der Oberfläche beider Hemisphären des grossen Gehirns waren die Gefässe von schwarzem Blute sehr angefüllt, vorzüglich war dieß der Fall auf den hinteren *Lobis*. Vorn auf dem linken *Lobo anteriori cerebri* war ein beinahe $\frac{1}{2}$ Zoll tiefer ovaler Eindruck ganz unverkennbar, welcher von dem unter *Lit. C. u. F.* beschriebenen Extravasate nachgeblieben war. Als beide *Lobi anteriores cerebri* von einander entfernt wurden, so, dass ihre innere Fläche, womit sie an dem *Processu falciformi* liegen, sichtbar ward, so zeigten sich hier kleine bläuliche und gelbliche Flecken, wovon die grössesten wie kleine Linsen waren, und wovon wir nicht gewiss sind, ob sie nicht öfter schon in todtten Körpern beobachtet sind. Übrigens war hier die Substanz des Gehirns von eben der Farbe, Beschaffenheit und Härte, wie an entfernteren Theilen.

Auf der ganzen Oberfläche des grossen Gehirns, und vorzüglich auch an den vorderen

Lobis war nicht das geringste Widernatürliche zu entdecken, nichts Ähnliches von einer weissen gelatinosen Materie, oder von einem gelbgrünlichen Schleime; alles war im natürlichsten Zustande.

Um genauer die innere Substanz des grossen Gehirns zu untersuchen, wurden beide Hälften in verschiedenen horizontalen Schnitten bis auf das *Corpus callosum* abgetragen; aber auch hierbei nichts bemerkt, was zur Sache gehört. Hierdurch ward nun

K. die Gegend hinter beiden Stirnhöhlen frei und sichtbar; und auch hier zeigte sich in den Gehirnhäuten keine Spur von Entzündung, nicht einmal eine missfarbige Stelle. Sie waren hellglänzend, weiss und fest. Auch hier hatten die Fragmente der hinteren Wand der Stirnhöhlen keine Zerreissung oder Durchstossung der Hirnhäute veranlasst.

L. Beide *Ventriculi laterales* enthielten einige Tropfen einer röthlichen Flüssigkeit. Ihre Höhlung selbst war aber ungewöhnlich klein.

M. Als am *Neruo optico* sowohl, als auch am *Foramine optico* des Keilbeins

nichts Widernatürliches zu sehen war, so wurde er und nun auch das verlängerte Mark über der elliptischen Öffnung des *Tentorii cerebelli* durchschnitten, und so der Rest des grossen Gehirns herausgenommen.

N. Jetzt sahen Obduzenten in den *Fossis superioribus ossis occipitis* einen mässigen Esslöffel voll einer gelbgrünen, durchsichtigen, sehr flüssigen Feuchtigkeit stehen. Sie vermehrte sich sichtlich, und es war nicht zu verkennen, dass sie beim verlängerten Marke weg unter dem *Tentorio* hervorquoll. (Das Kadaver lag während der Sektion auf dem Rücken.) Eben so unverkennbar war es auch, dass nach dem Auslaufen dieser Flüssigkeit das Tentorium sich senkte, da es vorher weit gewölbter war.

O. Das *Tentorium cerebelli* wurde nun von innen nach aussen auf beiden Seiten durchschnitten, und jetzt stürzten von jener Flüssigkeit mehr als sechs Esslöffel voll den Obduzenten entgegen. Als das Tentorium glatt und fest und seine Farbe hellglänzend sich zeigte, auch auf der Oberfläche des kleinen Gehirns nichts Widernatürliches oder Schadhafes anzutreffen war, das Zudringen oder der Zufluss jener Flüssigkeit aber noch gar

nicht aufhörte, so durchschnitt Obduzent die *Medulla spinalis* dicht vor dem grossen Loche des Hinterhauptbeins, und nahm das kleine Gehirn heraus.

Innerhalb den Häuten des Rückenmarks stand auch ein ansehnlicher Theil jener Flüssigkeit, welche sich in die *Fossas inferiores ossis occipitis* um desto schneller ergoss, als Obduzent ein Stück Holz, welches dem Leichnam unter dem Kopfe lag, entfernte. Die grösste Ähnlichkeit hatte diese Flüssigkeit mit Molke, welche mit Eiweiss abgeklärt ist. Der Geruch war süßlich-widerlich. Die ganze Quantität mochte wohl acht bis zehn Esslöffel voll, eher mehr als weniger, betragen.

P. Die Substanz des kleinen Gehirns kam den Obduzenten etwas weicher vor, als sie wohl sonst zu sein pflegt. Übrigens war nichts Widernatürliches an ihm bemerkbar.

Q. Auf der ganzen *Basi cranii* fand sich Alles im natürlichen Zustande. Die grossen hier liegenden Blutgefässe waren wenig mit Blut angefüllt.

R. Die *Medulla spinalis* war offenbar dünner, und füllte bei weitem den Kanal des

Rückgraths nicht so aus, als sie im ganz gesunden Zustande zu thun pflegt. Ihre Häute waren weit von ihr entfernt, so sehr, dass, wenn Obduzent mit einer Pinzette sie nach vorn zu aufhob und etwas anzog, er vier bis fünf Zoll tief zwischen ihnen und dem Rückenmarke sehr bequem hinunter sehen konnte. Übrigens waren sie fest und hellglänzend, und an ihnen so wenig, als in dem Kanale des Rückgraths selbst, war, so weit ich sehen konnte, und das war gewiss vier bis fünf Zoll tief, nicht das mindeste Verdächtige anzutreffen. Wir glaubten also, die abscheuliche Arbeit, das Aufmeiseln der Rückgrathshöhle, unterlassen zu dürfen, und machten den Übergang zu der

Öffnung der Brusthöhle.

I. Die Lungen waren sehr aufgetrieben, und die rechte drängte sich etwas hervor, als die Brusthöhle geöffnet wurde. Von Farbe waren sie blaugrau; diess konnte aber auch nur an der rechten gesehen werden, weil die linke auf ihrer ganzen äusseren Oberfläche dermaßen mit der *Pleura* verwachsen war, dass es mehr als gewöhnlich Kraft erforderte, sie zu trennen. Das Parenchyma beider Lungen sah auf den Flächen der Messerschnitte überein röthlich leberbraun aus.

II. Der Herzbeutel enthielt fünf bis sechs Esslöffel eines gelblichen Wassers.

III. Auf der vorderen Fläche des Herzens waren zwei weißglänzende Stellen merkbar, wovon die eine als ein Baum geformt, die andre aber rund und als ein Mattier (ein silbernes Vierpfennigstück) groß war. Das Herz war überhaupt sehr groß, und stark mit Fett besetzt.

IV. Die vordere oder rechte Nebenkammer des Herzens war widernatürlich ausgedehnt. Auf ihren Seitenwänden habe ich die Bündel von Fleischfasern nie so groß und deutlich gesehen, als hier. Einige waren dicker als eine Rabenfeder an der Seite des Herzens, wurden aber in ihrem Laufe nach außen dünner. Die Ausdehnung war größer, und hatte ungefähr die Form einer geballten Mannsfaust. Sie war mit schwarzem Blut ganz angefüllt. Beim Aufschneiden stürzte dieß Blut heraus. Zugleich drängte sich aber auch ein Körper hervor, welcher faserig membranös schien. In diesem Gewebe lag eine große Menge kleiner Körperchen, welche dem Roggen aus einem Heringe sehr ähnlich sahen. Nach entferntem Blute zog ich ihn mit meinen Fingerspitzen weiter hervor,

und sah offenbar, dass das untere Ende in das *Ostium venosum* der rechten Herzkammer ging, woraus ich es hervorzog. Im *Ostio venoso* war er platt gedrückt, ungefähr wie eine Taschenuhrfeder, aber etwas dicker, und beinahe einen Zoll lang in die Herzkammer hineingedrungen. Das obere und bei weitem dickere und tendinosere Ende zog ich fast ohne alle Anstrengung aus der *Vena caua superiori*. Dieses Ende war als ein Kinderfinger dick, und gewiss zwei Zoll lang in der genannten *Vena caua* hinaufgestiegen. Diesen Theil reinigte der Hr. Dr. — n — in Wasser. Die kleinen roggenähnlichen gelblichen Körperchen zergingen bei der geringsten Berührung; der Theil aber, den Hr. Dr. — n — nach der Reinigung in Wasser übrig behielt, war über zwei Zoll lang, hatte ein tendinoses, weißglänzendes Ansehn, war zähe, und liefs sich nicht leicht zerreißen. Der grölseste und ausgedehnteste Theil dieses Gewächses hatte seinen Sitz im Grunde dieser Nebenkammer des Herzens, ungefähr einen Zoll unter dem *Ostio venoso*, enthielt hier die mehrsten jener gelben Körperchen, und zeigte sich beim Hervordringen so groß, als ein starker Mannsfinger.

V. Vom linken Herzohr (*Auricula sinistra atrii posterioris*) ist noch anzuführen,

dass es fleischichter, dicker und gröfser war, als es im natürlichen Zustande zu sein pflegt. Es hatte die Gröfse des ersten Gliedes eines Mannsdaumens, wenn es platt gedrückt wäre, und hatte überhaupt das Ansehn eines warzenförmigen Gewächses. Wenn ich das *Atrium posterius* aufblies, so drang die Luft auch hier ein. Seine Höhlung hätte ungefähr einen kleinen halben Theelöffel voll Blut halten können; das Übrige war lauter Fleischmasse, und war auch so von Farbe.

Nach der

Öffnung der Unterleibshöhle

VI. zeigte sich das Netz mager und von braungelblicher Farbe, war aber fest und stark.

VII. Die Leber war am vorderen Rande und auf der unteren Fläche meergrün, übrigens natürlich.

Alle Eingeweide in der ganzen Unterleibshöhle waren im natürlichsten Zustande, aufser dass

VIII. ein großer Theil der dünnen Därme von Galle gelb gefärbt, und die blutführenden Gefäße derselben auffallend aufgetrieben und angefüllt waren. Diefs war

IX. auch der Fall mit den Gefäßen im *Mesenterio*; alle strotzten ganz von Blut

Noch fanden sich hier außerordentlich viele verhärtete Drüsen, von welchen die meisten die Größe einer großen Haselnuss erreicht hatten.

X. Die Urinblase war halb voll Urin, aber nicht bis auf diesen zusammengezogen.

Nachdem die sämtlichen Eingeweide der geöffneten drei Höhlen des Leichnams wieder in gehörige Lage gebracht, beendigten wir diese höchst merkwürdige Sektion, und überließen den Leichnam wieder den Händen der Justiz.

Wenn fürstliches Amt ferner verlangt, über diesen wichtigen und höchst merkwürdigen Vorfall unser Urtheil zu hören, so gestehen wir offenherzig, dass wir uns zu schwach fühlen, in dieser wichtigen Sache entscheidend zu sprechen, und ersuchen fürstliches Amt gehorsamst, solches den höheren und weiseren Einsichten eines fürstlichen Obersanitätskollegii zu überlassen.

Wir dürfen auch hier nur äußern: dass es uns unbegreiflich bleibt, wie es möglich war, dass der Soldat Y nach einer so wichtigen Verletzung, wie wir solche auf das Gewissenhaftete unter *Lit. C. D. F. G.* beschrieben, in dem nämlichen Augenblicke den Kampfplatz verlassen, und eine halbe Stunde Weges nach Hause gehen konnte. Die Ge-

walt, welche der Hirnschädel erlitten hat, muss sehr heftig, und, aus der Form des Bruches zu schliessen, entweder mit einem Stein, oder mit dem Nacken einer Axt beigebracht sein. Gesetzt auch, dass keine Gehirnerschütterung mit dieser Verletzung vergesellschaftet war, so musste doch in den ersten drei bis vier Stunden auch das unempfindlichste Gehirn von einem Drucke leiden, welcher so ansehnlich und von so beträchtlichem Umfange war, dessen Wirkungen nach allen im achtzehnten Jahrhundert von den glaubwürdigsten Männern aufgestellten Erfahrungen, Schlafsucht (*Sopor*) und Lähmung waren. Wir wollen hier nichts von dem unter *Lit. E.* beschriebenen Extravasat und seinen Wirkungen sagen, welches erst später entstanden sein könnte. Wahrscheinlich aber ist es (nach dem grossen Umfange der gewaltsamen Lostrennung der harten Hirnhaut von der inneren Fläche des Schädels zu schliessen), dass es früher entstanden, bevor nämlich sich das Gehirn an den Druck des Bruchstücks gewöhnen konnte, und folglich alle Zufälle anhaltender machen und vermehren musste. Wir erinnern uns sehr wohl, dass das Gehirn gegen Eindrücke des Schädels, zumal bei Kindern, sich dann und wann unempfindlich zeigen soll. Diess mag aber wohl

ein seltener Fall sein, und, wenigstens bei mehr Erwachsenen, Stunden, wo nicht gar Tage, dazu erfordert werden.

Wenn wir ferner erwägen, dass diese wichtige Verletzung des Schädels die heftigste Gewalt erforderte, um sie zu bewirken, und uns an jene unter *Lit.* A. und B. bemerkte Blutvergiessungen und an ihre Folgen im lebenden Zustande erinnern: so bleibt es uns abermals ein unauflösliches Räthsel, warum die Erkenntniss derselben so außerordentlich schwierig, ja, aller unsrer angestregten Aufmerksamkeit ungeachtet, vor der Sektion unmöglich blieb. Selbst auf dem Sektions-tische, und nachdem die Haare abgeschnitten waren, sah man keine Geschwulst oder etwas Ähnliches, woraus man die Verletzung hätte vermuthen können.

Alle Extravasate, sowohl auf, als unter dem Schädel, waren frisch anzusehen und ohne Geruch. Ist dieß nicht eben so unbegreiflich, da doch zu den unter *Lit.* F. bemerkten, durch die Zerstörung der hinteren Wand des oberen Theils der linken Stirnhöhle und Zerreißung ihrer inneren Haut, unsrer unvorgreiflichen Meinung nach, die äußere Luft zehn Tage und elf Nächte freien Zutritt hatte. Und Gott mag wissen, warum diese grausame Zerstörung der Stirnhöhlen

ohne alle üble Folgen auf den inneren Bau der Nase bleiben konnte, und warum in ebenso langer Zeit, trotz allen mechanischen Reizen, das Gehirn und seine Häute ohne alle Ahndung von Entzündung oder Eiterung ganz ruhig vegetiren konnten. Hierzu gehört wirklich eine Unempfindlichkeit des thierischen belebten Organism, wovon, so viel Unterschriebene sich zu erinnern wissen, bis jetzt kein Beispiel existirt.

Aber angenommen, der verstorbene Soldat Y erhielt wirklich seine grausame Beschädigung am 19ten April, Abends zwischen 10 und 11 Uhr des jetztlaufenden Jahrs, und seine unerhörte Unempfindlichkeit war die wahre Ursache, dass in elf Tagen keine von jenen Folgen eintrat, welche vielleicht unter ähnlichen Umständen tausend andre Menschen früher getödtet haben würden, warum starb er denn nun heute am elften Tage unter unveränderten Umständen seiner Beschädigung (denn Entzündung und Eiterung war doch nicht eingetreten), und da er an den Druck des Bruchstücks und des Extravasats, unter dem Schutz seiner Unempfindlichkeit, heute besser gewohnt sein musste, als vor zehn Tagen?

Wenn man sich jetzt an die Klagen erinnert, welche er in den letzten Tagen seiner

Krankheit nur zu führen wusste, und welche in der wahrhaftig treu erzählten Krankengeschichte*) aufgeführt worden, und mit der von Unterschriebenen damals verkannten Krankheit im Jahr 179 — vergleicht, und mit in Erwägung bringt, dass diese durch den häufigen Genuss von Branntwein am Tage der Schlägerei, durch Wuth und Verdruss, sich schnell vermehren, und aus ihren bis jetzt schonenden Gränzen treten konnte, so will es Unterschriebenen einleuchten, dass es leichter sei, zu erklären: der Soldat Y sei eher an den Folgen der Wassersucht des kleinen Gehirns und des Rückenwirbelkanals (*Lit. O*) gestorben, als an seiner in so grosses Dunkel gehüllten Kopfverletzung.

Dass dieser Bericht unserm Eide und Pflichten gemäß, und nach unserm besten Wissen und Gewissen abgefasst sei, solches bekräftigen wir durch unsre eigenhändige Namensunterschrift und beigesdruckte Siegel.
N. N., den 21sten Mai —.

Dr. N. N.
Physikus.

N. N.
Amtschirurgus.

*) M. vergl. das nachstehende Gutachten.

VIII.

Gutachten des fürstlichen Obersanitätskollegiums zu Braunschweig über den im vorstehenden Sektionsberichte beschriebenen Fall*).

An die fürstliche Justizkanzlei zu Wolfenbüttel.

P. M.

Es hat die fürstliche Justizkanzlei unter dem — — dem fürstlichen Obersanitätskollegium die von dem Amte X ergangenen Untersuchungsakten in Betreff der dem Soldaten Y in einer vorgefallenen Schlägerei zugefügten

*) Nach den Votis Sr. Exzellenz, des Herrn GR. MAHNER, und nach denen der HH. POTT, SOMMER, MÜLLER und meinem eigenen von mir abgefasst.

Kopfwunde, an welcher derselbe nachher verstorben, mit dem Wunsche zugesandt, ein Gutachten, sowohl über die Letalität der Kopfverletzung, als über die anzunehmende Ursache des Todes des Beschädigten, wie auch darüber, ob nach den vorhandenen Umständen die befundene Verletzung durch das Niederstürzen verursacht sein könne?, zu erhalten.

Der Vorgang, so weit derselbe hierher gehört, ist folgender:

Am 19ten April — —, Abends nach zehn Uhr, entstand zu N. auf der Strasse zwischen einer Gesellschaft junger Bauerburschen und vier beurlaubten, einigermaßen betrunkenen, Soldaten eine Schlägerei, in welcher, da die Soldaten mit ihren Seitengewehren fochten, und einem von den Bauern zwei Finger der linken Hand beträchtlich, und auch mit einem Fleischhiebe die rechte Hand verletzten, die Bauern blind zuschlugen. Sie bedienten sich dazu ihrer Spatzierstöcke; doch hat, nach lange fortgesetztem Leugnen, Einer derselben eingestanden, dass, als auf den ersten Hieb sein dünner Stock zerbrochen, er einen auf dem Fußboden liegenden, etwa anderthalb Ellen langen, und (wie er Anfangs sagt) faust-

dicken, oder vielmehr (wie er nachmals seine Aussage abändert) anderthalb Zoll im Umfange haltenden Knüppel, er glaube, ein Stück von einem Besenstiel, aufgenommen, und damit blindlings eingehauen habe. Dass Einer von den Landleuten einen Hirschfänger bei der Schlägerei gehabt habe, wie Einer von den Soldaten behauptete, ist keinesweges erweislich, auch, dem Erfolge nach, gar nicht wahrscheinlich.

Da zu der nöthig gewordenen gerichtlichen Untersuchung dieser Sache von den Soldaten nur Einer sich vor Gericht stellte, zwei Andre aber, und unter diesen Einer, Namens Y, sich krank melden ließen, der Vierte aber zum Regimente abgegangen war, so veranlasste das Gericht eine Untersuchung des Gesundheitszustandes der beiden krank angegebenen Soldaten durch den Physikus Dr. N. N. und durch den Amtschirurgus N. N. Beide Medizinalpersonen erklärten den Zustand derselben für ganz gefahrlos. Was namentlich den Y anbetrifft, einen Menschen von dreissig Jahren, so hatte der Amtschirurgus dem Physikus nach der ersten Besichtigung desselben gemeldet, er habe ihn mit geschwollenen und mit Blut unterlaufenen Augenliedern und mit einer Quetschung an der linken Seite des

Stirnbeins gefunden. Da der Kranke ihm nicht geantwortet, so haben die Umstehenden geäußert, dass er seit einigen Stunden überall nicht geantwortet habe. Auch habe er in Pausen eine zuckende Bewegung des Körpers und der Glieder, und einen kleinen, tiefen und krankhaften Puls bemerkt, und auf seine Nachfrage erfahren, dass sich der Kranke ein Paarmal erbrochen habe. Er habe zur Ader gelassen, kalte Umschläge mit Salmiak auf den Kopf legen lassen, innerlich das Riverische Tränkchen (wahrscheinlich nicht das eigentlich sogenannte, sondern das essigsaure Weinsteinsalz, das von Manchem so genannt wird) gegeben, und zum Getränk Wasser mit Hallerschem Sauer und Himbeersaft verordnet.

Als der Physikus ihn am 22sten desselben Monats selbst sah, fand er ihn (auf der linken Seite liegend und nun sich umdrehend) bei vollem Bewusstsein. Er klagte über Schmerz in allen Gliedern, und über Kopfschmerz, wenn er sich aufrichte. Beide Augenlieder, besonders das linke, waren geschwollen und mit Blut unterlaufen, doch so, dass der Kranke die Augen öffnen und mit beiden genau sehen konnte. Auf der linken Stirnbeinseite fand sich eine geringe Hautschramme, ohne Geschwulst und Blut-

unterlaufung. Von der Kontusion, deren der Wundarzt erwähnt hatte, war nichts mehr zu sehen und zu fühlen, als kleine Stippchen in der Haut, wie sie wohl nachzubleiben pflegen, wenn Kinder auf einen festen, mit Sand bestreueten Boden gefallen sind. Als der Physikus den Kranken untersuchte, richtete dieser sich ohne Hülfe auf, und saß so lange, als jener darauf zubrachte, den ganzen Kopf mit seinen Fingerspitzen zu durchfühlen, ohne ein Verlangen zum Niederlegen zu äußern. Der Puls war ruhig und fieberlos, und überhaupt sonst nichts Krankhaftes, und namentlich nichts Paralytisches zu bemerken.

Am 26sten meldete der Wundarzt dem Physikus, der Patient sei kränker geworden. Zwar sei keine sonderliche Veränderung an demselben wahrzunehmen, der Puls sei, wie am Tage zuvor; nur klage der Kranke über Reissen im ganzen Körper, auch im Nacken und Hintertheile des Kopfs, wie er denn auch einige Beängstigung zu haben scheine. Auf die verordnete Arznei (die aus einem kühlenden Purgiertranke bestand) seien einige Stühle und einiges Aufstossen erfolgt. Äußerlich habe er an dem Kranken nichts bemerken können.

Da der Physikus sich erinnerte, den Kranken vor einigen Jahren an einem hart-

näckigen rheumatischen Schmerze im Nacken und Hinterkopfe in der Kur gehabt zu haben, wobei er denselben fieberfrei und bei gutem Appetite, aber bei sehr übler Laune, und, wie der Physikus sich ausdrückt, sehr hölzern, angetroffen, auch von dem Vater desselben erfahren hatte, dass sein Sohn schon lange und öfter über diesen Schmerz geklagt, dass derselbe sich dann aber wieder gelegt habe: so vermuthete er, dieser rheumatische Schmerz könne durch die nassen und kalten Umschläge auf den Kopf wohl wieder rege gemacht sein, und verordnete fürerst, den Nacken und Rücken mit Tüchern zu belegen, die mit Bernstein durchräuchert waren. Innerlich liefs er eine Mixtur mit Mittelsalzen nehmen.

Er fand den Kranken am folgenden Tage wieder bei voller Besinnung, und sehr unruhig über seine Schmerzen im ganzen Körper, besonders aber im Nacken, im Rücken und in den Lenden. Der Puls war mäßig voll, nicht hart, und schlug höchstens achtzig Mal in der Minute. Die Geschwulst der Augenlieder hatte sich gänzlich verloren; sie waren noch gelb und grün. In den Augen war weder Wildheit noch Dummheit zu bemerken. Die Pupille war weder ungewöhn-

lich eng, noch ungewöhnlich weit. Überhaupt zeigte sich bei der genauen Untersuchung nichts Regelwidriges, aufser dass der Kranke noch klagte: es sei ihm vor die Ohren geschossen, und er könne nicht gut hören. Doch war auch bei der Untersuchung der Ohrenhöhlen nichts wahrzunehmen, was den geringsten Verdacht hätte erregen können. Auch legte der Physikus seine rechte Hand auf die Stirn des Patienten, und drückte sie eine Weile fest auf dieselbe, um ihren Wärmegrad wahrzunehmen, ohne doch irgend etwas Verdächtiges zu entdecken. Der Kranke wünschte, Bier zu trinken und Taback zu rauchen, welches ihm auch verstattet wurde. Er bekam eine Mixtur aus Minde-rerschem Spiritus, Antimonialwein, Laudanum und Fliederwasser.

Der Physikus meldete unter dem 24sten und 27sten April dem fürstlichen Amte X, dass er keinen Grund habe, Gefahr zu befürchten, und sehr geneigt sei, die Schmerzen im Rücken, in den Ohren und im Nacken für die nämlichen zu halten, woran der Kranke vor einigen Jahren gelitten habe. Die Geschwulst in den Augenliedern habe sich völlig gelegt, und sei wahrscheinlich durch Faustschläge verursacht.

Aus anderweiten Zeugenaussagen ergiebt sich, dass der Soldat Y am Abend nach der Schlägerei allein zu Hause gekommen sei, Licht gefodert und seiner Schwester gesagt habe, er sei in einem Handgemenge geprügelt worden, und sich dann zu Bette begeben habe. In der Nacht hörten seine Ältern ihn stöhnen, und seine Mutter stand auf, um ihn nach der Ursache davon zu befragen, die er ihr mit dem Zusatze sagte: er habe zwei Schläge erhalten, wäre bei dem ersten gefallen, von dem andern aber ganz bedübelt (betäubt) worden. Er erinnere sich, ohne zu wissen, wer ihn geschlagen habe, dass bei der Schlägerei ein Holzhauer — tz — und ein Sägemüller — h — gegenwärtig gewesen sei (wovon der Erste derjenige ist, welcher nachmals eingestand, bei der Schlägerei sich eines abgebrochenen Bosenstiels bedient zu haben). Seinem Vater sagte der Verwundete am Morgen auf dessen Frage: er wolle, wenn jener von der Arbeit zurückkomme, ihm weitern Bescheid geben.

Von dieser Zeit an war der Verletzte nur von Zeit zu Zeit, nach Aller Aussagen, bei vollem Bewusstsein; meistens war er es nicht. Wenn er Taback rauchte, waren es nur wenige Züge, und abwechselnd stand er auf und legte sich wieder.

Am 29sten April ward er schwächer, und Vormittags gegen zehn Uhr starb er.

Die Leiche wurde gewaschen, und dann in eine Kammer gelegt, wohinein Niemand allein gelassen war, bis zu der von dem Gerichte veranstalteten Sektion.

Diese wurde am 23sten April durch den Phisikus Dr. N. N. und durch den Amtschirurgus besorgt, und ist das Resultat derselben in dem von diesen Medizinalpersonen abgegebenen Sektionsberichte *) angegeben, welcher Bericht eines so weitläufigen Auszuges bedürfte, dass es zweckmäßiger ist, sich auf denselben zu beziehen.

Die dem fürstlichen Obersanitätskollegium vorgelegte Frage ist zwiefach. Die fürstliche Justizkanzlei wünscht zuerst über die Letalität der Kopfverletzung und über die anzunehmende Ursache des Todes des Beschädigten, dann aber auch darüber ein Gutachten zu erhalten, ob nach den vorhandenen Umständen die befundene Verletzung durch das Niederstürzen verursacht sein könne?

*) der diesem Gutachten vorangedruckt ist.

Dass eine Kopfverletzung, wie die, von welcher die Rede ist, eine Ursache des Todes werden könne, darüber kann wohl kein Zweifel erhoben werden. Unter den Verletzungen, die das für den gesammten thierischen Haushalt so sehr wichtige Gehirn erleiden kann, ist gerade Druck bei der Weichheit seiner Masse und bei der Härte der knöchernen Kapsel, in welche es eingeschlossen ist, eine von denen, die am feindseligsten auf dasselbe einwirken, und am leichtesten Störung und Hemmung seiner Verrichtungen verursachen. Bei der gegenwärtigen Verletzung fand eine zwiefache Ursache des Druckes Statt, deren jede allein hinreichen könnte, die Thätigkeit des Gehirns zu stören und zu hemmen, nämlich eine Eindrückung eines Schädelknochens, und ein Extravasat unter demselben. Denn so unbedeutend Verletzungen der Schädelknochen an sich sind, so bedeutend und gefahrvoll werden sie, sobald der verletzte Knochen aus seiner regelmässigen Lage nach Innen zu gewichen ist, wie es hier der Fall war.

Man kann daher nicht anders, als diese Verletzung zu den tödtlichen zählen. Allein sie ist nicht unbedingt, sondern nur durch Zufall tödlich, das heisst, sie

ist nicht die nächste, sondern nur eine von den entfernten Ursachen des darauf erfolgten Todes, oder mit andern Worten: der Verletzte würde ohne sie jetzt nicht gestorben sein; aber sie allein würde unter andern günstigeren Umständen ihn nicht getödtet haben.

Die ungünstigen Umstände, die, in Verbindung mit der Kopfverletzung, den Tod des Verletzten herbeiführten, sind theils außer demselben, theils in seiner individuellen Körperbeschaffenheit begründet.

1. Der Umstand, der, als außer dem Verletzten Statt findend, hier ganz vorzüglich in Betracht kommt, ist das höchst unglückliche Verkennen seines Zustandes durch den Arzt und Wundarzt. Hätten sie bei der Untersuchung den Bruch des Stirnbeins erkannt, und durch eine hinreichende Öffnung der Bedeckungen des Schädels bloß gelegt, so hätte es nicht einmal einer Trepanation oder eines andern mehr oder weniger gewaltsamen Verfahrens bedurft, um die deprimirte Stelle des Knochens und das etwa unter derselben ergossene Blut wegzuschaffen; denn das abgebrochene Knochenstück war so ganz von dem Knochen, welchem es angehört hatte, getrennt, dass, als man bei der Sektion

die obere Schädelhälfte abnahm, es auf den Hirnhäuten liegen blieb (Fundschein D.), dass es also nur mit einer Pinzette hätte gefasst und weggenommen werden können. Ohne Zweifel aber wäre durch die Wegnahme dieses Knochenstücks und des etwa unter demselben ergossenen Bluts der Verlauf der Übel ganz ein andrer geworden.

Nun muss man zwar, um den Physikus nicht unbillig zu beurtheilen, in Anschlag bringen, dass, als er den Kranken zuerst untersuchte, er von der Kontusion, die der Wundarzt an der linken Stirnbeinseite wahrgenommen haben wollte, nichts fand, sondern nur eine geringe Hautschramme ohne Geschwulst und Blutunterlaufung (Act. vol. 1. fol. 31^b.), und kleine Stippchen in der Haut, wie sie wohl nachbleiben, wenn Kinder auf festem, mit Sand bestreutem Boden gefallen sind (Act. vol. II. fol. 29^b.), dass er also, dem äusseren Anscheine nach, gar keinen Verdacht auf eine hier befindliche Knochenverletzung haben konnte. Man darf ferner, um ihm nicht Unrecht zu thun, ja den sehr wichtigen Umstand nicht übersehen, dass der Verletzte beidemale, als er ihn sah, bei Bewusstsein war, wie darüber die von dem Physikus in der Krankheitsgeschichte mitge-

theilten Unterredungen mit demselben keinen Zweifel übrig lassen, und dass er durch gar keine Spur von Lähmung der willkürlichen Muskeln auf den Verdacht eines Druckes auf das Gehirn geleitet wurde, so, dass er sogar des Argwohns einiger Verstellung, die bei dem Kranken im Spiel sein könne, sich nicht ganz erwehren konnte (Vol. II. p. 35). Man darf es endlich nicht außer Acht lassen, dass die Ähnlichkeit der Zufälle, die im ferneren Verlaufe der Krankheit sich einstellten, mit den Zufällen der Krankheit, in welcher er den Verletzten einige Jahre früher behandelt hatte, ihn allerdings auf den Gedanken bringen mussten, durch die nassen und kalten Umschläge auf den Kopf des Kranken könne jenes alte Übel wieder in Anregung gebracht sein. Doch muss man auf der andern Seite eingestehen, dass einigermassen schon das Erbrechen, an welchem der Kranke gelitten hatte, das bei dem Mangel an Belang der äusseren Kopfverletzung und bei der Integrität der Verdauungsorgane, einige Muthmassung einer innerlichen Kopfverletzung hätte begründen können, vorzüglich aber die späterhin erfolgende Schwerhörigkeit des Verletzten, ihn zu einer nochmaligen genauen Untersuchung des Schädels hätte vermögen können, zumal da er möglicherweise durch

die Stelle, an welcher die äußerliche Verletzung sich befand, wohl auf den Gedanken hätte geleitet werden können, dass ein Druck auf das Gehirn an seinem vorderen Theile die Erscheinungen des gedrückten Gehirns nicht in dem Maasse hervorbringen werde, als ein Druck auf den oberen Theil desselben. Eine genaue Untersuchung hätte aber, bei dem Mangel an Verschwellung und Unterlaufung, die Lücke im Stirnbein ihm nothwendig zeigen müssen, da es schon schwer zu begreifen ist, wie er bei dem Durchlaufen des Kopfs vorn und auf beiden Seiten mit seinen Fingerspitzen dieselbe nicht wahrgenommen hat. Jene Umstände hätten ihn auch wohl auf den Gedanken bringen können, die Angehörigen und besuchenden Freunde des Kranken über den Gemüthszustand desselben zu vernehmen, wo er alsdann würde unterrichtet worden sein, dass dieser nicht immer die Beschaffenheit habe, in welcher er ihn angetroffen, sondern dass der Kranke im Ganzen nur sehr selten bei vollem Bewusstsein sich befinde.

Die Möglichkeit dieser Abwechselung von Bewusstsein und Bewusstlosigkeit, oder doch dumpfer Eingenommenheit des Kopfs, wird durch den Ort der Verletzung begreiflich. Hätte eine ähnliche Niederdrückung eines

Stücks von einem Schädelknochen und ein ähnliches Extravasat auf der Oberfläche des Schädels Statt gefunden, so würden die Zufälle von Druck aufs Gehirn, das heißt, Lähmung der Werkzeuge der willkührlichen Bewegung und der Sinnesorgane, bei weitem merklicher und anhaltender gewesen sein, weil dann das Gehirn in seinem Inneren und in seiner Grundfläche immerfort komprimirt wäre. So aber, da der Druck auf den vorderen, besonders auf den linken, Theil des Gehirns Statt hatte, musste bei der aufrechten Stellung und beim Liegen auf der linken Seite die Wirkung desselben sehr vermindert werden. Anzumerken ist, dass, als der Physikus den Kranken zum Erstenmale sah, er denselben auf der linken Seite liegend fand (Vol. II. fol. 28).

Dass diese Verletzung so lange ohne tödtliche Folgen blieb, erklärt sich wohl am ersten daraus, wenn man annimmt, dass das Extravasat erst allmählig entstanden ist und zugenommen hat, bis es endlich einen solchen Druck auf das Gehirn ausüben konnte, dass die bis dahin nun gestörten Verrichtungen desselben gänzlich gehemmt wurden. „Zuweilen, sagt RICHTER (Anfangsgründe der Wundarzneikunst B. 2. §. 131.)

erscheinen die Zufälle der Extravasation sehr spät, und (sogar noch) zu einer Zeit, wo der Kranke der geschehenen Kopfverletzung nicht mehr eingedenk ist. “ In dem gegenwärtigen Falle beweiset die geringe Quantität des Extravasats, dass es nicht aus verletzten großen Blutbehältern, sondern aus kleineren Gefäßen mehr allmählig ausgesiepert, als schnell ergossen ist, so wie die unversehrte Beschaffenheit desselben, dass es noch nicht gar lange vor dem Tode ergossen worden ist.

Nicht minder, als diese äußerlichen, in der ärztlichen Behandlung begründeten, kommen aber auch

2. die ungünstigen Umstände in Betracht, die in der individuellen Körperbeschaffenheit des Verletzten selbst begründet sind. Hierher gehört:

a. Der überhaupt kränkliche Zustand des Verletzten, wie er sich aus den vorhergegangenen Umständen und aus dem, was die Sektion lehrt, ergab. Vorzüglich ist es hier in Betracht zu ziehen, dass dieser Mensch schon früher zu örtlichen Leiden des Rückenmarks und des Gehirns geneigt war, so, dass diese nicht allein, wie der

Physikus in seinem dem Fundscheine angehängten Gutachten anmerkt, „durch den häufigen Genuss von Branntwein am Tage der Schlägerei, durch Wuth und Verdruss,“ — sondern auch besonders durch alle diese Umstände, vereinigt mit der Verletzung des Schädels und dem Drucke auf das Gehirn, die zuweilen allein Hirnwassersucht bewirken, wie die bei METZGER (System d. gerichtl. Arzneik. Aufl. 2. §. 112. Anmerk. a.) angeführten Fälle zeigen — „sich schnell vermehren, und aus ihren bis jetzt schonenden Gränzen treten konnte.“ Es kommt dazu, dass auch die Beschaffenheit seiner Lungen, deren eine überall festgewachsen war, und seines ungewöhnlich großen und mit einem polypenartigen Gewächse angefüllten Herzens seinen schon vorher kränklichen Zustand beweisen.

b. Der Gemüthszustand, in welchem der Verstorbene in dem Augenblicke der Verletzung sich befand, wo er in einem hohen Grade zornig und einigermaßen betrunken war. „Verwundete, sagt METZGER (a. a. O. §. 178.), sind sehr oft in dem Augenblicke ihrer Verletzung betrunken oder sehr erbofst. In beiden Fällen ist

die Letalität um desto gröfser. Betrunknen sind die Kopfverletzungen unter gleichen Umständen ungleich viel gefährlicher, als Nüchternen.“

Was die zweite Frage anbetrifft:

Ob nach den vorhandenen Umständen die befundene Verletzung durch das Niederstürzen verursacht sein könne?,

so ist dieselbe wohl nicht ganz befriedigend zu beantworten. Wenn der Verletzte mit Gewalt auf einen Stein mit der Stirn geworfen ist, (worüber doch, da bei der Beschreibung des Streitplatzes [Act. vol. 1. fol. 128.] des Bodens desselben keine Erwähnung geschieht, nicht geurtheilt werden kann,) so ist es wohl möglich, dass dadurch eine solche Verletzung bewirkt sein könnte, wie denn die Stippchen in der Haut der verletzten Stelle diess sogar einigermaßen wahrscheinlich machen. Ein bloßes Hinfallen kann bei einem jungen Mann, dessen Knochen noch nicht spröde und leicht zerbrechlich sind, jene Verletzung wohl schwerlich bewirkt haben. Auch könnten die Stippchen in der Haut, falls die Verletzung ihm durch einen Steinwurf oder durch einen Schlag mit einem

Prügel zugefügt wäre, durch Sandkörnchen, die an dem Steine oder Prügel angeklebt wären, gleichfalls bewirkt sein.

Die uns kommunizirten Akten erfolgen angeschlossen zurück.

Braunschweig, den — — —.

F. B. L. w. G. R. u. z. d. f. O. S. K. v.

P. D. u. A.

IX.

Über die gelben Körper im weiblichen
Eierstocke*).

Von dem Herausgeber.

Ohne hier der Streitigkeiten älterer Zeit über die den Zergliederern hinlänglich bekannten gelben Körper (*Corpora lutea*) im weiblichen Eierstocke**) zu erwäh-

*) Die erste Auflage dieser kleinen, zuerst als Glückwünschungsschreiben an Hrn. Leibmedikus Pott bei dessen Übernahme des Dekanats im fürstlichen Obersanitätskollegium zu Braunschweig gedruckten Schrift ist längst vergriffen. Statt eine zweite Auflage davon zu veranstalten, scheint es mir zweckmäßiger, ihr hier einen Platz anzuweisen.

**) M. vergl. HILDEBRANDT's Lehrb. d. Anat. B. 3. N. A. S. 708. §. 2312. b.

nen, schränke ich mich auf einige Bemerkungen über die auffallende Verschiedenheit in dem Urtheile zweier der neuesten Schriftsteller über diesen Gegenstand ein. Ich verweile nicht dabei, darzuthun, dass die mehrere Aufhellung dieses Gegenstandes nicht unwichtig sei. Denn auf der Einen Seite ist offenbar die Aufklärung keines, auch noch so unbedeutend scheinenden, Vorganges in der thierischen Haushaltung unwichtig. Auf der andern Seite aber ist die Lehre von den gelben Körpern für die gerichtliche Arzneikunde von Belang, indem sie bei jeder medizinisch - gerichtlichen Untersuchung über verletzte und unverletzte Jungferschaft, über Befruchtung und Empfängniss, in Betracht kommen.

Die Schriftsteller, von deren einander entgegengesetzten Meinungen über diesen Gegenstand die Rede ist, sind HAIGHTON und BRUGNONE. Jener*) stimmt der Meinung REGNER DE GRAAF's, HALLER's u. A. bei, dass die Gegenwart der gelben Kör-

*) Philosoph. Transact. f. 1797. P. 2. p. 159.
— Übers. in REIL's Archiv für die Physiol. B. 3. S. 31.

per ein, wie er sich ausdrückt*), unumstößlicher Beweis sei, dass Befruchtung Statt finde, oder Statt gefunden habe. — Dieser**) erklärt mit BUFFON, BERTRANDI u. A. jene Meinung geradezu für irrig, und nimmt nach BERTRANDI, wie er sich ausdrückt***), mit vieler Wahrscheinlichkeit an, dass man diese Körper, die sich nicht eher ausbilden, als bis das weibliche Geschöpf zur Fortpflanzung reif und fähig ist, als eine von den mancherlei Erscheinungen anzusehen habe, die diesen Zeitpunkt anzeigen.

Es scheint bei dieser Verschiedenheit der Meinungen zu ergehen, wie es in der Regel bei Streitigkeiten, wo die Extreme vertheidigt werden, zu ergehen pflegt. Beide Theile haben Unrecht.

*) A. a. O. S. 36.

**) Mém. de l'acad. des sciences de Turin 1790. p. 393. — Übers. in WEIGEL's ital. med. chir. Bibl. B. 3. St. 1. S. 1 fg.

***) A. a. O. S. 19 fg.

Was zuerst HAIGHTON's Meinung betrifft, so stützt sie sich ganz auf die anatomische Behauptung: in jungfräulichen, menschlichen und thierischen, Leichen werden nie gelbe Körper gefunden. GRAAF zergliederte hundert Kaninchen und vierzig Schafe; HAL-
LER zergliederte eine noch grössere Menge von Thieren verschiedener Art, und sie so wenig, als HAIGHTON und viele Andere, fanden je in einem jungfräulichen Thiere gelbe Körper im Eierstocke. Aus diesen so häufig angestellten Beobachtungen kann man nun zwar allerdings folgern, im jungfräulichen Eierstocke seien in der Regel keine gelbe Körper vorhanden; aber nicht, wie HAIGHTON es thut, sie seien überall nicht darinn, und ihre Gegenwart sei ein unumstößlicher Beweis vorhergegangener Befruchtung.

Eine Behauptung, wie die Haightonsche, behält nur so lange ihre Allgemeingültigkeit, als sie bei jeder neuen Untersuchung durch ein und dasselbe Ergiebniss bestätigt wird, weil sie, der Natur der Sache nach, nur auf Erfahrungen beruhen kann. Jede einzelne ihr widersprechende Beobachtung nimmt ihr von ihrer Allgemeingültigkeit, und thut dar, dass man die ihr zum Grunde liegende Thatsache keinesweges als einen unumstößlichen Beweis ansehen könne.

Solcher Beobachtungen aber giebt es allerdings. Der älteren von HALLER *) zusammengetragenen und der neuern an menschlichen Körpern angestellten, die BRUGNONE anführt, und die als unzulänglich anzusehen sind, weil der Beweis einer nicht vorhergegangenen und sogleich wieder zerstörten Empfängniss bei ihnen nicht geführt ist, und wohl nicht leicht geführt werden kann, nicht zu erwähnen, so sind, dünkt mich, die gleichfalls von BRUGNONE erwähnten Beobachtungen von Andern und von ihm selbst, wo man in den Eierstöcken von Mauleselinnen, also von Thieren, welche in der Regel nie trächtig werden, gelbe Körper fand, hinlänglich beweisend. BRUGNONE **) untersuchte die Eierstöcke dreier Mauleselinnen, deren keine je besprungen war, bei denen mithin keiner der äusserst seltenen Fälle der Ausnahme von Fruchtbarkeit dieser Thiere Statt hatte ***). Er fand bei ihnen die gro-

*) Elem. physiol. T. VIII. L. XXIX. S. 1. §. XV.

**) A. a. O. S. 15.

*) Vergl. BLUMENBACH's Handb. der Naturgesch. Aufl. 6. Göttingen, 1799. S. 23, 24, 25. Das neueste Beispiel eines Maulthiers, das sein

se häutige Klappe unterhalb der Öffnung der Harnröhre vor der Scheide, die, wenn sie besprungen werden, sogleich zerreist, unverletzt. In dem Eierstocke aller dieser Thiere aber fand er gelbe Körper.

Diese Beobachtungen scheinen mir, wie gesagt, entscheidend darzuthun, dass die gelben Körper in den Eierstöcken nicht als untrügliche Merkmale vorhergegangenener Empfängniss anzusehen sind. Wenn aber BRUGNONE sich nun berechtigt hält, sie als zu denen Erscheinungen gehörend anzusehen, die den Zeitpunkt der Reife und des Fortpflanzungsvermögens des weiblichen Geschlechts bezeichnen, wer sieht dann nicht, dass er sich einen Sprung im Schliessen erlaubt, bei welchem er Thatsachen überhüpft, die mit seiner Meinung unvertäglich sind? Wie kann man das für ein Merkmal der Reife und des Fortpflanzungs-

Geschlecht fortpflanzte, ist von LINK erzählt in I. H. VOIGT's Magaz. für den neuesten Zustand der Naturkunde. B2. St. 1. S. 22. Der Eigenthümer liefs es, als es trüchtig war, und nachher mit dem Jungen, welches es geboren hatte, für Geld sehen. Das Junge befindet sich noch in Faro.

vermögens halten, was der Aussage so vieler bewährter Beobachter zufolge gewöhnlich so ganz und gar bei reifen, aber noch nicht entjungferten weiblichen Geschöpfen fehlt, dass man sogar behauptet hat, es fehle bei diesen durchaus immer? Und wer nur einige Gelegenheit gehabt hat, auf anatomischen Theatern und bei Privatsektionen die Leichen mannbarer, noch nicht geschwängerter Mädchen zu zergliedern, der ist ohne Zweifel überzeugt worden, dass dieß vermeinte Merkmal der Mannbarkeit und Reife wenigstens in den bei weitem meisten Fällen gänzlich fehlt.

Vermuthlich nur um seiner Meinung die Bahn zu eröffnen, erlaubt sich BRUGNONE, die wahrscheinlichste, von BLUMENBACH*) mit überzeugenden, aus der Thieranatomie genommenen Gründen bewiesene, Meinung über die Entstehung der gelben Körper in weiblichen Thieren, die noch nicht empfangen haben, lächerlich zu machen, ohne sie doch zu widerlegen; die Meinung nämlich,

*) *Spec. physiol. comparatae inter animantia calidi sanguinis vivipara et ovipara. In Comm. soc. scient. Gotting. Vol. IX. p. 108 sq.*

dass durch heftige Begierde zur Begattung, zumal wenn sie mit örtlicher Reizung der Geschlechtswerkzeuge verbunden ist, das Zersprengen eines Graafschen Bläschens im Eierstocke und die Entstehung eines gelben Körpers bewirkt werden könne. Er finde dieß, sagt er, eben so unwahrscheinlich, als dass jene Dame in Grenoble bloß und lediglich aus Einbildung schwanger geworden sein solle, die nach vierjähriger Abwesenheit ihres Gemahls einen Sohn gebär, und die gleichwohl von ihren Richtern, nach eingeholtem Gutachten der Ärzte in Montpellier, losgesprochen wurde.

Man sieht gleich, dass die Vergleichung nicht passt. Wer die Dame in Grenoble freisprechen will, der muss entweder die Albernheit begehen, eine Geburt, die drei und ein viertel Jahr zu spät erfolgte, noch für eine rechtzeitige erklären zu wollen, oder er muss die wo möglich noch grössere Ungeheimtheit sich zu Schulden kommen lassen, eine Konzeption ohne Befruchtung, ein Kind ohne Vater, zu statuiren. Solch ein Histörchen kann man allenfalls dem aus männlichen Samen ohne Zuthun eines Weibes destillirten Knäblein des berühmten PARA-

CELSUS*) entgegenstellen; keinesweges aber dem Entstehen der gelben Körper ohne Befruchtung und ohne die durch den Augenschein hinlänglich widerlegte Annahme dieser Körper in allen zur Fortpflanzung reifen weiblichen Geschöpfen.

Bei der Meinung, dass die gelben Körper auch durch die Wirkung der aufgeregten Phantasie und durch örtliche Reizung der weiblichen Geburtstheile entstehen können, bedarf es durchaus keiner ungereimten Annahme. Es wird dabei nichts vorausgesetzt, als dass der Theil des Zeugungsgeschäftes, der einzig in der Thätigkeit der weiblichen Geschlechtsorgane begründet ist, und der Regel nach durch die Befruchtung bewirkt wird, ausser der Regel auch allein durch den Einfluss der Phantasie vermittelt des Nervensystems auf die Zeugungswerkzeuge oder einer anderweiten unnatürlichen Reizung derselben bewirkt werden könne. Es ist dabei nicht die Rede von einer Empfängniss, die nur durch das Hinzukommen des männlichen Samens Statt finden kann, sondern blofs von der eigenthümlichen

*) THEOPHR. PARACELSI *Opp. Argent.* 1616. I. p. 883.

Thätigkeit der weiblichen Zeugungsorgane, durch ungewöhnliche gelegentliche Ursachen veranlasst.

Folgende Gründe vermögen mich, diese Meinung wahrscheinlich zu finden:

1. Unter den Gründen, die man aus der Analogie hernehmen kann, mag ich der bei dem Geschlechte der Vögel wahrzunehmenden und namentlich bei den Hühnern so gewöhnlichen Los-sprengungen von Eiern ohne Begattung nicht anders, als nur beiläufig, erwähnen, weil bekanntlich zwischen dem Fortpflanzungsgeschäfte bei Vögeln und Säugethieren eine bedeutende Verschiedenheit Statt findet. Aber im männlichen Körper, sowohl bei Menschen als bei andern Säugethieren, giebt es einen Vorgang, welcher mit dem im weiblichen Körper, von welchem hier die Rede ist, die grösste Ähnlichkeit hat. Ich meine: die Thätigkeit der männlichen Geschlechtsorgane, die, der Regel nach, nur bei der Begattung, aufser der Regel aber auch ohne dieselbe, entweder blofs durch den Einfluss der Phantasie, oder auch durch örtliche Reizung jener Theile erregt wird. Hierher gehören die dem Menschen eigenthümlichen unwillkührlichen Samenergiefsungen im Schlafe, die Samen-

ergiefsungen, welche durch Onanie, die man leider, zumal in ihren Folgen, nur zu oft bei Menschen, und zurweilen auch bei Affen, beobachtet, und die, welche blofs durch Phantasie, während des Wachens, bei sehr wollüstigen Menschen und bei männlichen Thieren*) entstehen, welche Entsamungen (wie man es nennt) bei Thieren von einigen Physiologen, beiläufig gesagt, zu wenig beachtet werden, da man sonst die Abhaltung mancher männlichen Thiere von der Begattung nicht noch immer als einen Beweis für die Einsaugung des Samens in den Samenbläschen und für die unbedingte Schädlichkeit der Pollutionen beim menschlichen Geschlechte anführen würde.

2. Man beobachtet bei weiblichen Thieren zur Zeit der Brunst eine so sehr vermehrte Thätigkeit ihrer äufsern Geschlechtswerkzeuge, namentlich einen nahe an Entzündung gränzenden, rothen, geschwollenen Zustand ihrer Schamlefzen und

*) FRANK's System d. mediz. Polizei. B. 1. S. 122. Vergl. BLUMENBACH I. c. p. 114. — Auch bei dem jetzt in Paris befindlichen männlichen Elephanten werden diese Entsamungen bemerkt.

Scheide, und ein häufiges Ausfließen einer schleimigen, zuweilen blutigwerdenden Feuchtigkeit aus der Scheide, dass man mit Sicherheit auf einen ähnlichen Zustand vermehrter Thätigkeit auch in ihren inneren Geschlechtswerkzeugen schliessen kann, und dass es doch wahrhaftig nicht absurd ist, anzunehmen, bei einem solchen bis nahe zur Entzündung vermehrten Zuflusse von Säften und bei einer so sehr vermehrten Gefäfs- und Nerven-thätigkeit in den gesammten Geschlechtsorganen könne auch ein Zerplatzen eines Graafschen Bläschens im Eierstocke und das Entstehen eines gelben Körpers erfolgen *).

*) Durch diese auffallenden Erscheinungen vermehrter Thätigkeit der Geschlechtswerkzeuge bei weiblichen Säugethieren (vergl. HALLER l. c. §. VII. u. FRANK a. a. O. S. 112.), so wie auch durch den Umstand, dass es auch bei weiblichen Vögeln bei weitem nicht immer einer Lokalreizung der Geschlechtswerkzeuge bedarf, um das Los-sprengen eines Eies zu bewirken, wird es mir wahrscheinlich, dass nicht blofs, wie BLUMENBACH (l. c. p. 113.) dafür hält, bei Vögeln und Menschen, sondern auch bei andern weiblichen Säugethieren, mittelst der Einwirkung der Phantasie, ohne örtliche Reizung, gelbe Körper entstehen können.

3. Dazu kommt, dass durch die trefflichen Haightonschen Versuche, deren wiederholte Erzählung hier überflüssig wäre, über jeden Zweifel hinaus erwiesen ist, dass die Eierstöcke von dem Reize der Schwängerung affizirt und zur Bildung eines gelben Körpers gebracht werden können, ohne Berührung von Samen oder Samendunst, welche nach der Durchschneidung der Fallopischen Röhren nicht Statt haben konnte. Sollte denn nicht durch eine ähnliche Erregung der Geschlechtswerkzeuge vermittelt der Phantasie oder örtlicher Reizung eine ähnliche Thätigkeit der Eierstöcke veranlasst werden können, so gut, wie beim männlichen Geschlechte auf gleiche Weise Samenergiefsungen hervorgebracht werden?

Aus diesem Allen scheint mir hervorzugehen:

- I. dass die Meinung, als wären die gelben Körper im weiblichen Eierstöcke untrügliche Merkmale vorhergegangener Empfängniss und Befruchtung, irrig sei;
- II. dass die Meinung, als habe man die gelben Körper bloß als Merkmale der Reife und des Fortpflanzungsvermögens des weiblichen Geschlechts anzusehen, eben so wenig Grund habe, als jene;

III. dass es im hohen Grade wahrscheinlich sei, dass die gelben Körper nicht allein durch Befruchtung, sondern auch durch Einwirkung der Phantasie und durch örtliche Reizung der Geschlechtswerkzeuge, gebildet werden können.

Sollten nicht selbst vielleicht durch weibliche Onanie oder durch die unnatürlichen Arten von Begattung ohne Samenergiefung in die weiblichen Geburtstheile (deren einer schon MOSES*), deren anderer neuerlich FALK**) erwähnte) bei sehr reizbaren Weibern allmählig alle Graafschen Bläschen in gelbe Körper verwandelt, und so eine unheilbare Unfruchtbarkeit bewirkt werden können?

*) Genes. XXXVIII. 9.

**) Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire. Leipz. 1796. S. 19.

X.

Fundschein über eine durch Kupfervergiftung gestorbene Person.

**Vom Herrn Hofrath und Stadtphysikus
Dr. MÜLLER.**

**Nebst einer Anlage vom Hrn. Apotheker
WIEGMANN.**

Um dem Auftrage des hiesigen hochlöblichen
Stadtmagistrats,

dass wir den Leichnam der am sieben-
ten März, des Morgens nach drei Uhr,
verstorbenen D. M * * gesetzlich zer-
gliedern, und unser Gutachten über de-
ren Todesart zu den gerichtlichen Akten
einsenden sollten,

ein Genüge zu leisten, begaben wir Endes-
benannte uns am achten desselben Monats,

Nachmittags um zwei Uhr, nach der auf der Fallersleberstrasse belegenen Wohnung des hiesigen T. H., Hr. F***.

Nach den eingezogenen Erkundigungen hatte eben gedachte D. M** am sechsten dieses Monats des Mittages mit den beiden Töchtern des erwähnten Hrn. F*** und dessen Dienstmagd eine Linsensuppe, welche angeblich in einem eisernen Topfe gekocht, und gebratene Rinderwurst, die in einer eisernen Pfanne zubereitet worden, verzehrt.

Gleich nach vier Uhr Nachmittags, als sie den Rest der Wurst mit Brod kalt gespei- set hatte, entstand ein anhaltendes Erbrechen, wozu sich auch gegen die Nacht heftige Diar- rhöen, mit starkem Durste verbunden, gesell- ten, wesshalb sie auch schon um sechs Uhr des Abends das Bette hatte suchen müssen. Vergebens hatte man ihr angerathen, den Hausarzt, Herrn Leibmedikus POTT, zu Ra- the zu ziehen. Als nach dem Abendessen das Erbrechen und die Diarrhöe sich noch vermehrten, ward auf Anrathen der hinzu- gekommenen Schwiegerinn des Hrn. F**, der Fr. Ob. R., gegläuheter Wein gereicht, und ein Kräutersäckchen von Wermuth, in warmen Branntwein getaucht, auf die Magen-

gegend gelegt; danach aber ließen das Erbrechen und die Diarrhöe nicht nach, sondern kehrten oft periodisch wieder.

Gegen drei Uhr hörte M. F***, welche mit der D. M** auf eben der Kammer schlief, dass dieselbe stark ächzte, und fand sie leichenblass und ohne Bewusstsein. Arzt und Wundarzt wurden nun herbeigerufen; bei ihrer Ankunft war jedoch die Kranke schon entseelt. Auch die älteste Demoiselle F*** und die Dienstmagd hatten nach dem Essen ein Erbrechen bekommen; bei der ersteren aber wurde es durch die von der Fr. Ob. R* vorgeschlagenen Mittel, bei der letzteren durch das Trinken kalter Milch bald gehoben.

Nachdem die Entseelte in die helle und geräumige Hinterstube des Hrn. F*** gebracht, auf den Tisch gelegt, und entkleidet worden, unterzogen wir uns unserm Geschäfte in Beisein des Herrn Gerichtsverwalters CRUSE, der Herren Assessoren LILLY und GREGOIRE, und des Herrn Sekretärs ESCHENBURG.

Die Verstorbene war drei und dreißig Jahr alt, mittlerer Statur, von nicht starkem Körperbau, und im Leben zum Trübsinn geneigt gewesen.

Bei der äufsern Besichtigung bemerkten wir:

1. auf der Brust einen Brandfleck, welcher, nach der Angabe des gegenwärtigen Herrn Stadtchirurgus BLUMENBERG, von abgebranntem Feuerschwamm bewirkt worden war;
2. am rechten Arm eine verbundene Wunde von einer nach dem Tode angestellten Aderlässe, welche, so wie der angebrannte Schwamm und Klistiere, als Erweckungsmittel versucht worden.
3. Der Leichnam war ganz steif, und die Hände und Füße, vorzüglich aber die letzteren, noch immer krampfhaft zusammengezogen.
4. Beide Seiten des Unterleibes und die Schenkel hatten eine braunrothe Farbe.
5. Der Unterleib war nicht aufgeschwollen.
6. Spuren von äusseren Gewaltthätigkeiten, als Wunden, Brüche, Verrenkungen und dergl., fanden sich nicht.
7. Die Augen waren geschlossen, die Zunge hinter den Zähnen.
8. Auf dem Rücken zeigten sich die gewöhnlichen Sterbeflecke.

Wir eröffneten darauf den Unterleib, und fanden die Eingeweide desselben in ihrer gewöhnlichen Lage.

9. Die Gefäße des großen und kleinen Netzes waren mit Blut sehr angefüllt; beide sehr mager.

10. Sowohl vor, als nach der Eröffnung des Unterleibes war keine Spur von Verwesung wahrzunehmen.

11. Die Därme waren zwar von Luft ausge dehnt, jedoch, und vorzüglich die dünnen Därme, in einem entzündlichen Zustande,

12. die Gefäße des Gekröses mit Blut sehr angefüllt.

13. Beide *Lobi* der Leber fanden wir von dem unteren Rande an nach der inneren Fläche in einer beträchtlichen Strecke entzündet; von der äusseren Fläche aber ab, ging sie bald in ihre natürliche Farbe über.

14. Es ward darauf der Magen in der Gegend des linken Magenmundes und am rechten Magenmunde, doch so, dass ein beträchtlicher Theil des Zwölffingerdarms daran hängen blieb, unterbunden, aus dem Unterleibe genommen, und in ein Gefäß gelegt,

um denselben äußerlich zu untersuchen. Beide Öffnungen desselben waren in entzündlichem Zustande.

Wir öffneten nun den unterbundenen Magen selbst, ließen die in ihm enthaltene Flüssigkeit vorsichtig in einen neuen irdenen Topf schütten; unterschriebener Physikus bedeckte ihn mit Papier, versiegelte es mit seinem gewöhnlichen Petchschaft, und bezeichnete es oben mit A. Diese Flüssigkeit hatte eine braunrothe Farbe.

Die noch in der inneren Fläche des Magens befindliche Flüssigkeit wurde mit destillirtem Wasser ausgespült, mit einem hölzernen Löffel in eine kleine Kruke geschöpft, mit Papier bedeckt, versiegelt, und oben mit B bezeichnet.

Die innere Fläche des Magens war, als sie abgewaschen worden, sehr entzündet, vorzüglich da, wo der rechte Magenmund in den Zwölffingerdarm übergeht, auch dieser in seiner inneren Fläche sehr entzündet.

15. Auch die Gefäße der großen Bauchspeicheldrüse waren mit Blut sehr angefüllt.

16. Die Milz befand sich im natürlichen Zustande.
17. Beide Nieren waren gesund.
18. In der Urinblase befand sich wenig Urin.
19. Die Mutter war im jungfräulichen Zustande. An der äusseren und hinteren Fläche des Grundes fand sich eine kleine Verhärtung von der Grösse einer Erbse; die Muttertrompeten mit Blut angefüllt, die Eierstöcke aber im natürlichen Zustande.
- Als die Brust eröffnet worden, untersuchten wir die Beschaffenheit der Lungen.
20. Beide Lungenflügel waren nicht angewachsen, aber ihre Gefässe mit Blut angefüllt.
21. Das Herz war welk. Die rechte Herzkammer enthielt gar kein, die linke wenig geronnenes Blut.
22. Die grossen Gefässe des Herzens fassten gar kein Blut.
23. Der Magenschlund war gar nicht entzündet, enthielt aber eine Feuchtigkeit, die der Flüssigkeit ähnlich war, welche wir im Magen antrafen.

Nach der Eröffnung des K o p f s fanden wir

24. die Gefäße der Hirnhäute mit Blut überfüllt, den grossen Blutbehälter aber blutleer;
25. Auch die Gefäße des Gehirns waren mit Blut überfüllt, und drang diese Überfüllung bis in die Substanz des Gehirns selbst.
26. Die Gehirnhöhlen enthielten wenig Feuchtigkeit.
27. Das darinn befindliche Adergeflecht fasste wenig Blut.
28. Die Gefäße des kleinen Gehirns waren mit Blut angefüllt.
29. Auch in dem Grunde des Schädels war kein ergossenes Blut vorhanden.

Nach vollendeter gerichtlichen Zergliederung überantwortete unterschriebener Physikus die *sub* A und B bezeichneten Flüssigkeiten dem Herrn Apotheker WIEGMANN zur genauen chemischen Prüfung, deren Resultate wir diesem unserm Fundscheine beifügen *).

*) §. 181.

Wenn wir über die Ursache des Todes der verstorbenen D. M** ein *in principiis medicis* begründetes Urtheil fällen sollen, so setzen wir sie allein in eine Vergiftung durch Kupfer, dessen Gegenwart die von dem Herrn Apotheker WIEGMANN genau angestellten chemischen Versuche mit den in dem Magen und Zwölffingerdarm der Verstorbenen vorgefundenen Flüssigkeiten sattsam bestätigt haben.

Wir können dabei als bekannt voraussetzen, dass das Kupfer in seinen Auflösungen zu den korrosivischen Giften gerechnet werde, welche, wenn sie mit den Speisen in den Magen kommen, beinahe eben die gefährlichen Wirkungen äußern, die man bei arsenikalischen Giften zu beobachten pflegt,

[M. s. PLOUCQUET *comment. med. in Process. criminal. super Homicidio Infanticidio et Embryoctonia. Sect. I. Cap. IV. pag. 159. §. 95. und NAVIER von den Gegengiften des Arsens u. s. w. 1. B. Kap. 8. S. 172.]*

und die, wenn nicht bald zweckdienliche Gegenmittel angewendet werden, den Tod zur unausbleiblichen Folge haben.

Diese gefährlichen Wirkungen äufserten sich auch bald bei der Verstorbenen während ihrer Krankheit. Es entstand ein heftiges Erbrechen, womit sich gegen Abend anhaltende Diarrhöen und ein starker Durst verbanden. Gegen drei Uhr des Morgens verlor die Sterbende das Bewusstsein, es erfolgte eine Blässe des Gesichts, Ohnmachten und Zuckungen, welche letztere, die in dem Sektionsberichte bemerkten krampfhaften Verzerrungen der Gliedmassen nach Nro. 3, und die braunrothen Flecke an den beiden Seiten des Unterleibes und der Schenkel nach Nro. 4, bewahrheiten. Aus diesen anhaltenden Reizungen entstand eine Überreizung, eine totale Schwäche, und der Tod.

[M. s. LUDEWIG in *Inst. med. legal.* P. II. Sect. II. §. 325 und

GMELIN Geschichte der mineralischen Gifte, §. 325.]

Schon die gerichtliche Zergliederung des Leichnams liefs die Gegenwart eines ätzenden Gifts ahnden;

denn die Gefäße des grofsen und kleinen Netzes waren mit Blut sehr angefüllt nach Nro. 9;

die Därme, vorzüglich die dünnen, befanden sich in entzündlichem Zustande nach Nro. 11;

die Gefäße des Gekröses waren mit Blut sehr angefüllt nach Nro. 12;

die Leber, vorzüglich in der inneren Fläche, in einer beträchtlichen Strecke entzündet nach Nro. 13;

der linke und rechte Magenmund war in entzündlichem Zustande, und erstreckte sich diese Entzündung, als der Magenmund eröffnet und ausgewaschen war, in seiner inneren Fläche bis tief in den Zwölffingerdarm nach Nro. 14;

die Gefäße der großen Bauchspeicheldrüse waren mit Blut sehr angefüllt nach Nro. 15, so wie die Blutgefäße beider Lungenflügel nach Nro. 20;

das Herz welk nach Nro. 21;

und endlich die Gefäße der Gehirnhäute des kleinen und großen Gehirns mit Blut überfüllt nach Nro. 24, 25, 28;

Erscheinungen, die man bei den an ätzendem Gift Verstorbenen, und daher auch namentlich bei solchen, die an Kupfergift sterben, wahrzunehmen pflegt.

[M. s. HEBENSTREIT in *Anthropol. for. Sect. II. Membr. II. Cap. II. §. 10. pag. 531* und

BAUMER in *med. legali. P. VI. cap. V. §. 2. pag. 172.*

Man könnte nun zwar wohl den Einwurf machen, dass eine so geringe Quantität Kupfer, als durch die chemische Untersuchung in den Flüssigkeiten des Magens und des Zwölffingerdarms vorgefunden wurde, eine so tödtliche Wirkung nicht habe veranlassen können. Wenn man aber bedenkt, dass durch das anhaltende Erbrechen und die Diarrhöen eine beträchtliche Quantität Kupfer aus dem Körper geschafft wurde, so fällt dieser Einwurf schon von selbst über den Haufen.

Es bedarf daher keines weitem Beweises, dass die verstorbene D. M** durch das verschluckte Kupfergift getödtet sei; ob aber dieses Gift bei der Bereitung der Speisen, oder mit den Speisen, selbst in den Magen gelangt sei?, die Erörterung dieser Frage müssen wir der weitem Untersuchung eines hochlöblichen Stadtmagistrats lediglich anheim stellen.

Welches wir hiedurch gewissenhaft bezeugen.

Braunschweig, am 20sten März 1802.

D. J. G. J. MÜLLER,
zeitiger Physikus.

J. C. SCHRADER, Stadtwundarzt.

J. K. Chr. EGGERT, St. W. A.

Chemische Untersuchung des mir
von dem Herrn Hofrath MÜLLER
zugesandten verdächtigen Ma-
geninnhalts von einem wahr-
scheinlich durch Vergiftung ver-
storbenen Frauenzimmer.

Der Inhalt des Magens in dem Topfe A war,
als ich denselben erhielt, dunkelroth und fast
braun von Farbe, und in demselben war keine
Spur von Speisen zu bemerken. Sein Ge-
wicht war sechs Unzen. Während der Nacht
hatte sich ein ziegelrother Satz an den Boden
gelegt, den ich aber, weil er sich gleich mit
dem Übrigen vermischte, und weil das Ganze
sehr schleimicht war, unmöglich von den
obenstehenden Flüssigkeiten trennen konnte.
Ganz am Boden lag etwas Körnichtetes von
gelblicht weißer Farbe, das sich mit dem
Spatel wie Sand oder Kalkerde anfühlen liefs.
Dieses nahm ich heraus, trocknete es bei ge-
linder Wärme, und bezeichnete es C.

Der Inhalt der Kruke B., welche das Abgeschabte und mit *Aqua fontana destillata* Ausgespülte des Magens enthielt, war beinahe eben so dicklicht und eben so gefärbt, wie der Inhalt des Magens. Der Satz hatte auch beinahe dieselbe ziegelrothe Farbe, die aber etwas mehr ins Graue fiel. Das mit C bezeichnete Pulverichte war nach dem Trocknen drei Gran schwer, und hatte das Ansehn einer grauen Kalkerde. Andert- halb Gran von diesem Pulver wurden auf einem polirten Kupferbleche verbrannt, und ein eisernes polirtes Blech darüber gehalten. Es verbrannte mit einem weißgrauen Dampfe, der völlig ohne Knoblauch- und Sublimat- geruch war, und dessen Geruch bloß dem des verbrannten Blutes glich. An dem Eisen- bleche zeigte sich ein weißer Schmauch, der dem von verbranntem Blute entstandenen gleichfalls glich, und es blieb eine Asche zu- rück, die der Knochenasche ähnlich war. Auf dem Bleche zeigte sich gar kein Fleck. Die übrigen anderthalb Gran wurden mit ver- dünnter Salpetersäure übergossen. Da die- ses aber keine Wirkung darauf äußerte, so wurden sie davon abfiltrirt, und das Pulver, nachdem es zuvor getrocknet war, in einen kleinen Schmelztiegel gethan, und darinn ge- glühet, wobei sich ebenfalls kein Geruch

nach Arsenik oder Sublimat entwickelte. Nach dem Erkalten wurden einige Tropfen Scheidewasser hinzugetröpfelt, worauf es sich mit Brausen darinn auflösete. Dieses körnichte Wesen scheint also mit den Knochen viel Ähnlichkeit gehabt zu haben, und beinahe aus denselben Bestandtheilen zu bestehen. Der geringe Vorrath davon erlaubte es nicht, mehr Proben damit anzustellen, und ich bin fest überzeugt, dass dieses Pulver kein Gift gewesen ist.

Da ich keine äußere Verschiedenheit an dem Innhalte des Topfes A und der Kruke B fand, so verdünnte ich erstere mit dem letzteren, und brachte es noch, mit destillirtem Wasser vermischt, auf ein Filtrum von Löschpapier. Weil sich aber fand, dass es wegen des vielen Schleims nicht durchlaufen würde, auch beinahe nichts ablief, so wurde das Ganze in einem abgesprengten Kolben aufgekocht, wo es äußerst stark schäumte, und endlich, da der Faser- und Eiweiß-stoff gerann, etwas klar ward. Nun wurde es auf ein Filtrum gebracht, und durchgeseiht. Das Durchgelaufene war zwar klar, aber doch noch immer dunkelgefärbt, und auf die Art trübe, wie es aufgekochtes Wasser zu sein pflegt; wollte sich auch durch öfteres Zurück-

giessen auf das Filtrum nicht klären. Das Filtrum mit dessen Inhalt wurde mit D bezeichnet, und in gelinder Wärme getrocknet: die durchgelaufene Flüssigkeit aber in drei Theile getheilt, und jeder Theil besonders untersucht. Zu einem Theile mischte ich *Oleum Tartari per deliquium*; es entstand gar keine Trübung, und es war desswegen auf keine Gegenwart des ätzenden Sublimats zu schliessen. Zu der hellen Flüssigkeit tröpfelte ich eine Auflösung von *Cuprum ammoniacale*; sogleich entstand eine blaugrüne Wolke, die einen, wiewohl sehr geringen, Kupfergehalt verrieth. Um völlig versichert zu sein, dass dieses Kupfer, und kein Arsenik sei, wurde diese ganze Mischung, weil des Präzipitats so wenig war, abgeraucht, getrocknet, und dann verbrannt, wobei sich aber bloß der Geruch von verbranntem Blute und etwas flüchtigem Laugensalze, ohne allen Knoblauchgeruch, entwickelte, und wovon das Überbleibsel wie verbranntes Blut aussah.

Zum zweiten Theile mischte ich gleiche Theile frisch bereitetes siedendes Kalkwasser. Sogleich erfolgte ein grüngrauer Niederschlag, und auch die ganze Mischung wurde grünlicht, so, dass ein geringer Kupfergehalt

nicht zu verkennen war. Der Niederschlag wurde durch Druckpapier von der Flüssigkeit geschieden, getrocknet, und mit E bezeichnet.

Zu dem dritten Theile mischte ich frischbereitete Hahnemannische Weinprobe. Es entstand aber dadurch keine Veränderung, vermuthlich, weil zu wenig Kupfer darinn enthalten war.

Das nach dem Auskochen und Filtriren zurückgebliebene Faserichte, das mit D bezeichnet war, übergoss ich mit verdünnter Salpetersäure, erwärmte es damit, und filtrirte dann die Flüssigkeit ab. Mit dieser übergoss ich den Niederschlag C, und lösete diesen darinn gänzlich auf, filtrirte es durch Löschpapier, und sättigte das Durchgelaufene mit Salmiakgeist. Aber auch bei dieser Probe war kein Kupfergehalt zu bemerken, weil wahrscheinlich der Kupfergehalt zu klein war, welche Vermuthung schon dadurch bestätigt wurde, dass ein Viertelgran in Salpetersäure aufgelöseten Kupfers in einer gleichen Menge Flüssigkeit nicht zu entdecken war. Das Abrauchen der Flüssigkeit half auch nicht, weil sie zu sehr dadurch verdunkelt wurde, um eine so geringe Farbenveränderung darinn bemerken zu können.

Übrigens fand ich durch die mit Kupfer gemachten Gegenversuche, dass der Inhalt des Topfes A und der Kruke B nur ungefähr in allem einen Gran Kupferkalk enthalten hat, und also wahrscheinlich das meiste Kupfer durch das häufige Erbrechen der Verstorbenen aus dem Magen geschafft ist.

Braunschweig,
den 9ten März 1802.

AREND FRIEDERICH WIEGMANN.

XI.

Medizinalbericht über den geöffneten
Leichnam des gewaltsamerweise er-
mordeten Konrad T***.

Vom

Herrn Stadt- und Land-physikus Dr. WELGE
zu Goslar.

Auf Requisition des löblichen Gerichts und
Wietamts begaben wir Unterschriebene uns
am 9ten d. M., des Morgens $\frac{3}{4}$ auf 7 Uhr,
nach des Gold- und Silber-arbeiters Hrn.
G** *senioris*, auf der Marktstrasse belege-
nen Behausung, um daselbst den Leichnam
des in der letztvergangenen Nacht zwischen
12 und 2 Uhr gewaltsam ermordet sein sol-
lenden Konrad T*** zu besichtigen und le-
galiter zu obduziren.

In Gegenwart der Herren des Wietamts
als

des Herrn Stadtvoigts H**,
- - - Aktuarius G***;

der Herren Assessoren des löbl. Gerichts
als :

des Herrn Assessors T***,
- - - B**,
- - - H***,

begaben wir uns ungesäumt in das Zimmer,
worinn der Mord geschehen sein sollte, und
fanden bei Eröffnung der Thür den vorge-
nannten Konrad T***, welcher, nach Aus-
sage seines Lehrherrn, des Hrn. G**, 19
Jahr alt geworden, in einer beträchtlichen
Menge Bluts, auf dem Rücken, längs dem
Zimmer, todt auf der Erde liegen.

Bei der Nachforschung, ob noch Spuren
des Lebens vorhanden sein möchten, fiel uns
gleich eine große, oben am Halse über dem
schildförmigen Knorpel (*Cartilago thyreoidea*) angebrachte, Wunde in die Augen, wel-
che ungefähr sechs Zoll lang war. Als diese
mit lauwarmem Wasser ausgewaschen und
vom erstarrten Blute gereinigt war, schien
der Schnitt von der linken nach der rechten

Seite, und, den kleinen Hautschnitten nach zu urtheilen, in vier Malen gemacht zu sein. An der linken Seite des Halses war die Tiefe dieser Wunde unbeträchtlich; bloß die äufere Haut und der darunter liegende *Musculus subcutaneus colli* waren durchschnitten. Tiefer war dieselbe über dem schildförmigen Knorpel. Die Verbindungen des Zungenbeins (*Ossis hyoidei*) mit der *Cartilagine thyreoidea* durch das *Ligamentum hyothyreoideum* waren durch den Schnitt aufgehoben; und selbst die Haut durchdrang er, welche die *Cavitas laryngis* auskleidet, so, dass man nun leicht durch diese Öffnung einen Finger in die Mundhöhle hätte bringen können. Am tiefsten war gedachte Wunde an der rechten Seite des Halses, zwischen der *Cartilagine thyreoidea* und dem *Musculo sternocleido-mastoideo*; hier schien es, als wenn mit der Spitze eines nicht gar scharfen Messers gewühlt sei. Ob aber aufser dem jetzt genannten und einem geringen Einschnitte in den letzt genannten Muskel, noch mehrere Theile verletzt waren, unterstanden wir uns in diesem kleinen, dunkeln, hinten im Hause gelegenen Zimmer, dessen Fenster auf einen fast rundum bebaueten kleinen Hofraum gingen, nicht zu entscheiden. Indessen ward der Stadtchirurgus angewiesen, die

Haare vom Kopfe des Leichnams *qu.* zu scheeren, und indem derselbe sich damit beschäftigen wollte, entdeckte er eine große Wunde auf dem oberen und hinteren Theile des Schädels, welche, genauer besehen, als ein Spezies-thaler groß, und unter derselben die Hirnschale dergestalt zerschmettert war, dass man, ohne anzustossen, zwei starke Mannsfinger hätte gerade ins Gehirn stoßen können.

Wir ersuchten jetzt das Gericht, uns zu der ferneren Untersuchung des Leichnams einen Ort anzuzeigen, woselbst wir mehreren Platz und Tageslicht hätten. Unser Gesuch wurde sogleich erfüllt.

Der Leichnam *qu.* ward darauf in einem Sarge, worinn viel Hobelspäne gelegen, auf die vorsichtigste Art nach dem hiesigen Rathszimmerhofe gebracht, und daselbst bis zu unsrer Ankunft durch zwei Mann Soldaten bewacht*) —,

*) Sollte es in diesem Falle nicht nothwendig gewesen sein, dass der Sarg vor dem Transporte, während dessen und nach welchem er doch sowohl dem Gerichte, als den Medizinalpersonen aus den Augen kam, durch das Gericht wäre versiegelt worden? Schwerlich wird der Defensor sich diesen gar nicht unbedeutenden Umstand haben entgehen lassen,

Der grösste Theil des Bluts, das auf dem Boden des Zimmers lag, mochte sich wohl aus der Kopfwunde ergossen haben. Das Bette, welches der Blutstrom aus dem rechten Winkel der Halswunde (denn aus dem linken war gar nichts geflossen) zurückgelassen hatte, war kaum einen halben Mannsfinger breit, und ging, ohne viele Krümmungen zu machen, gerade am Halse (dem Nacken zu) nieder.

Linkerhand, wenn man ins Zimmer trat, lag unter einem Stuhle der sogenannte Löffelhammer. Die Goldschmiede brauchen ihn, das Silber aus einander zu treiben, woraus etwa Esslöffel gemacht werden sollen. Er wiegt gewöhnlich drei bis vier Pfund. Der ungefähr acht Zoll lange hölzerne Griff sowohl, als der eiserne Theil des Hammers, war fast ganz mit Blut überzogen,

Vor der Werkstätte, neben dem Schemel, worauf der Ermordete gesessen hatte, lagen seine Mütze und Tabackspfeife auf der Erde.

Etwa sechs Fufs hinter diesem Schemel lag auf dem Boden des Zimmers eine entzwei-gebrochene eiserne Feile und ein noch nicht ganz fertiges silbernes Bleistiftsfutteral. Nach

Aussage des Hrn. G * * sen. soll in der letzten Nacht der Getödtete daran gearbeitet haben.

Auf einer Bank, der Werkstätte gegenüber, lag ein sechs Zoll langes Taschenmesser, welches ins Haus gehörte, und nicht sehr scharf, aber mit Blut ganz überzogen war.

Der Boden des Zimmers musste am Tage zuvor mit frischem Sande bestreuet sein; denn man konnte deutlich sehen, dass mit den Füßen darinn gescharrt war, so, als wenn mehrere Personen sich darinn gebalgt hätten.

Alle vier Wände des Zimmers waren mit Blut besprützt, vorzüglich der Ofen und ein neben diesem stehender Lehnstuhl.

Obige Untersuchung wäre also nur vorläufig zu nennen. Die eigentliche

Obduktion

geschah auf dem Raths - zimmerhofe, am nämlichen Tage, des Nachmittags von 1 bis halb 5 Uhr, an einem geräumigen, hellen, und dazu recht bequemen Orte.

Das Zudringen der Menschen ward durch Wache abgehalten, und wir wurden in unserer Arbeit durch nichts gestört. Die Witterung war an diesem Tage zwar nicht heiter, aber doch hell und ruhig genug für unser Geschäft.

Nachdem also in unsrer Gegenwart und im Beisein der Herren des löblichen Gerichts der Sarg geöffnet, und der Leichnam für den des Konrad T***, und so, wie er hineingelegt worden, von uns sämmtlich anerkannt war: so wurde derselbe aus dem Sarge heraus, und auf einen danebenstehenden Tisch gelegt, und von allen an sich habenden Kleidungsstücken entblößt. Im Gesicht war der Körper *qu.* mager, aber übrigens muskulös, fest, und ungefähr sechs Fufs lang.

Es scheint uns nothwendig, von den Kleidungsstücken hier anführen zu müssen, dass dieselben in ihren vorderen Theilen mit fast gar keinem Blute beschmutzt waren. Selbst im Hemde, worinn man doch viel Blut aus der Halswunde erwarten konnte, saßen vorn herunter nur wenige Tropfen.

Auch war auf der vorderen Fläche des Körpers kein Tropfen Bluts aus der Hals-

wunde herunter geflossen. Ein schwarzes seidenes Halstuch, welches zweimal um den Hals gewunden, war jetzt sehr lang, und der Knoten so fest angezogen, dass es Mühe kostete, ihn zu lösen.

Als die Haare vom Kopf des Leichnams *qu* geschoren, und das auf der Haut des Kopfs klebende Blut mit lauwarmem Wasser rein abgewaschen war, so zählten wir

1) In den Bedeckungen der Hirnschale vierzehn Wunden, wovon neun auf dem oberen und hinteren Theile des Schädels nahe bei und neben einander lagen. Unter diese ist auch die große zu zählen, welche, wenn ihre Hautlappen zurückgebogen waren, in der vorläufigen Untersuchung, als ein Speziesthaler groß angegeben worden ist. Diese neun Wunden penetrirten fast alle bis in die Gehirnmasse, welches aus der näheren Beschreibung der unter denselben sich vorgefundenen fürchterlichen Öffnung in der Hirnschale, sehr einleuchtend werden wird.

Drei Wunden fanden sich am Hinterhaupte; die Länge einer jeden war ein Zoll, $\frac{1}{4}$ Zoll die Breite, und die Tiefe nicht stärker, wie die äußere Haut dick war.

Eine wurde an der linken Seite des Kopfs entdeckt, ungefähr zwei Finger breit über dem *Processu mammillari*, von der nämlichen Länge, Tiefe und Breite, wie die letzt beschriebenen.

Die letzte fand sich an der rechten Seite des Kopfs, drei Finger breit über dem Ohr derselben Seite. Diese durchdrang das *Pericranium*, und eine Impression der äusseren Tafel des *Ossis bregmatis* war durch dieselbe deutlich zu fühlen.

Die Beschaffenheit sämmtlicher Wunden zeigte übrigens sehr deutlich, dass es alle gequetschte Wunden waren; so wie auch aus der Lage derselben fast mit Gewissheit zu schliessen steht: dass sie alle von hinten angebracht worden sind.

Auf der ganzen Oberfläche des Körpers fanden wir nichts Bemerkenswerthes mehr, als

- 2) auf jedem Rücken beider Hände eine starke Kontusion.

Die Bedeckungen der Hirnschale wurden nun kreuzweise durchschnitten. Diefs geschah mit der gehörigen Vorsicht, damit kein Fragment tiefer, als es schon war, in die Gehirnmasse hineingedrückt

werden konnte. Die durch jene Schnitte entstandenen vier Hautlappen wurden, nebst dem *Pericranio*, zurückgeschlagen, und auf diese Art das *Cranium* von seinen Bedeckungen entblößt.

Jetzt fiel nun

3) die Schauer-erregende Öffnung oder Wunde in dem oberen und hinteren Theile des Schädels auf, deren Richtung von der rechten nach der linken Seite, schräg von hinten nach vorne, lief. Aus ihrer Mündung quoll wirkliche Gehirnmasse, welche einen großen Theil der hineingeschlagenen Fragmente überschwemmte.

Die Länge dieser Öffnung betrug $4\frac{1}{2}$ Zoll; ihre Breite in der Mitte $2\frac{1}{4}$; am rechten Ende derselben $2\frac{1}{2}$; und am linken Ende 2 Zoll.

Die stärkste Breite fiel gerade in die *Sutura sagittalis*. Diejenigen Knochen des Kopfs, durch deren Zerschmetterung jene Öffnung entstand, waren die beiden *Ossa parietalia* in ihrem hinteren und oberen Theile.

Die Öffnung im rechten Scheitelbeine, die aber mit der im linken in eins floß,

bildete einen halben Mond, dessen beide Enden sich an die Pfeilnath lehnten. Wenn man eine Linie aus der Mitte dieses halben Mondes nach der Pfeilnath laufen liefs, so betrug die Länge derselben $1\frac{1}{2}$ Zoll, und beide Enden der Figur waren $\approx \frac{1}{2}$ Zoll von einander entfernt.

Noch war am rechten *Osse bregmatis*, einen Zoll über der Mitte der *Linea semicircularis*, eine Impression sichtbar; sie bildete einen halben Zirkel. Der Eindruck der äusseren Tafel war ungefähr zwei Linien tief, und nach der Abnahme der Hirnschale fand man jenem Eindruck gegenüber die Hervorragung der inneren Tafel einige Linien stärker; und eben so geformt.

Die Öffnung im linken *Osse bregmatis* erstreckte sich nun von der Pfeilnath bis nahe an die *Linea semicircularis*, und enthielt die übrigen drei Zoll der oben angegebenen Länge der ganzen Öffnung.

Aus dem linken Ende der Öffnung, lief eine Fraktur durch beide Tafeln bis in die Verbindung des oberen Randes der *Alae magnae* des Keilbeins.

Der noch nicht ganz zerschmetterte hintere Theil der *Sutura sagittalis*, des-

sen Länge nur noch $\frac{1}{2}$ Zoll betrug, war jedoch in seiner Verbindung getrennt, und die Zähne standen einige Linien breit auseinander.

Die tief in der Gehirnmasse steckenden Fragmente konnten nur mit Mühe aufgefunden, und mit Anwendung grosser Vorsicht, um die Gehirnhäute nicht mehr zu zerreißen, als sie wirklich schon waren, vor der Abnahme der Hirnschale nur 5 Stück herausgezogen werden; worunter die zwei größern $2\frac{1}{2}$ Zoll lang, und $1\frac{1}{2}$ Zoll breit waren.

Den Umfang der los-getrennten harten Hirnhaut von der inneren Fläche der Hirnschale jetzt schon zu bestimmen, war mehrerer Hindernisse wegen unmöglich.

4) Unter jedem Schlafmuskel fanden sich einige Theelöffel voll extravasirtes schwarzes Blut.

5) Nachdem das *Cranium* auf die gewöhnliche Art abgenommen war, zeichnete sich die Peripherie der gewaltsamen Lostrennung der harten Hirnhaut von der inneren Fläche der Hirnschale, von der durch die Abnahme des *Cranii* geschehenen künst-

lichen Trennung, durch ein trockneres, blutigeres Ansehen aus. Der Durchmesser der gewaltsamen Lostrennung belief sich auf sechs Zoll.

Gerade unter der oben beschriebenen Öffnung in der Hirnschale fand sich in den Gehirnhäuten eine drei Zoll lange und anderthalb Zoll breit auseinander stehende Wunde, wodurch eine Portion Gehirn gedrungen war, die an Gewicht gewiss anderthalb Loth hielt. Diese Portion vom Gehirn ward weggeschnitten, und nun konnten die im Gehirn noch stechenden Fragmente sicherer aufgefunden und herausgenommen werden. Es fanden sich noch drei derselben, wovon die beiden größern ungefähr einen Zoll lang, und einen halben Zoll breit waren.

Die Richtung der Wunde in den Hirnhäuten ging von der rechten nach der linken Seite, schräg von hinten nach vorn, und der *Sinus longitudinalis durae matris* war quer durchrissen.

Übrigens fanden wir an den Gehirnhäuten nichts Widernatürliches. Die Gefäße derselben waren blutleer.

Als die Gehirnhäute zurückgeschlagen waren, so fand sich

- 6) die Oberfläche des hinteren Theils des linken *Hemisphaerii*, obgleich sehr dünn, mit koagulirtem Blute überzogen. Nicht so stark und von nicht so grossem Umfange war diese Überschwemmung auf dem hinteren Theile der Oberfläche des rechten *Hemisphaerii*.

Die durch das Gewühle der Fragmente entstandene Wunde im Gehirn machte, da der *Processus falciformis* hier auch eingerissen war, dass an dieser Stelle beide Gehirnhälften in eins flossen.

- 7) In allen *Ventriculis cerebri* war eine röthliche Flüssigkeit enthalten.
- 8) Als die *Lobi posteriores cerebri* aufgehoben wurden, so fand sich unter dem linken ein mässiger Esslöffel voll geronnenes Blut, und mehr als ein Theelöffel voll unter dem rechten.
- 9) Bei der Durchschneidung des *Tentorii cerebelli* floss uns eine röthliche Flüssigkeit entgegen; und nach Aufhebung des *Cerebelli* fand sich unter demselben an der *Medulla oblongata* schwarzes, dickes, ausgetretenes Blut, obgleich wir die Quelle,

woraus es gekommen war, nicht entdecken konnten. Die Häute, welche die *Basin cranii* auskleiden sowohl, als die Knochen, welche sie formiren, fanden wir unschadhaft.

Wir schritten nun

10) zu der genaueren Untersuchung der Halswunde. Es waren weiter keine Theile verletzt, als die oben in der vorläufigen Untersuchung schon angegeben sind. Die *Arteria carotis* und *Vena jugularis interna* waren unbeschädigt geblieben, und wir halten uns überzeugt: dass an dieser Wunde, ohne jene Beschädigung des Kopfs, der Ermordete nicht hätte sterben können. Vielmehr glauben wir, und hierzu berechtigen uns ähnliche von glaubwürdigen Ärzten bekanntgemachte Erfahrungen, dass solche Wunden bald und glücklich geheilt werden können.

11) Auch die Brusthöhle und der Unterleib wurden geöffnet; die sämtlichen Eingeweide aber, in natürlicher Lage und von natürlicher, dem Alter angemessenen, Beschaffenheit vorgefunden.

Wenn wir nun unser, auf medizinische und chirurgische Prinzipien sich gründendes, Urtheil über diesen Fall äußern sollen, so

glauben wir: dass mit der vollkommensten Gewissheit die Ursach des Todes jenen unter Nro. 3, 5, 6, 7, 8 und 9 sorgfältig beschriebenen Kopf- und Gehirn-verletzungen zuzuschreiben, und dass eine solche Zerrüttung eines so edeln, zur Fortsetzung des Lebens unentbehrlichen Theils, für absolut und allgemein tödtlich zu halten sei; selbst dass auch weder medizinische noch chirurgische Hülfe das Geringste zur Erhaltung des Lebens würde gefruchtet haben, im Fall auch solche gleich nach der Verwundung hätte angewandt werden können.

Dieses wäre unsre unvorgreifliche Meinung, die wir jedoch gerne dem Urtheile erfahrenerer und gelehrterer Ärzte unterwerfen wollen.

Dass auch dieser Bericht Eid- und Pflichtgemäß und nach unserm besten Wissen und Gewissen abgefasst sei, solches bekräftigen wir durch unsre eigenhändige Namensunterschrift und beigedruckte Siegel.

Goslar, den 13ten Novbr. 1794.

(LS.) Dr. J. L. WELGE,
Stadtphysikus.

(LS.) J. G. Z***.
Stadtchirurgus.

XII.

Ü b e r Z w i t t e r.

Von EVERARD HOME.

Man hat gewöhnlich Thiere, deren Zeugungswerkzeuge regelwidrig gebildet sind, Hermaphroditen oder Zwitter genannt; eine Benennung, die man doch eigentlich nur auf solche Fälle beschränken sollte, wo sich in einem und demselben Thiere eine Mischung der männlichen und der weiblichen Ge-

*) Ich weise dieser aus den *Philosophical transactions for the year 1799*. S. II. p. 157 fg. abgekürzt ausgehobenen Abhandlung hier einen Platz an, weil der Gegenstand derselben nicht selten für die medizinisch-gerichtliche Praxis Interesse hat.

schlechtswerkzeuge findet. Beispiele dieser Art sind selten bemerkt. Sie sind in so langen Zwischenräumen vorgekommen, und auf so wenige Thierspezies beschränkt, dass sie keine ausgedehnte Gelegenheit gegeben haben, Beobachtungen über sie anzustellen. Dieser Ursache ist die geringe Bekanntschaft mit einem so auffallenden und interessanten Gegenstande zuzuschreiben.

Missgebildete Geschöpfe mit einer Mischung männlicher und weiblicher Werkzeuge kommen am häufigsten beim Rindvieh vor. Man nennt sie in Großbritannien *Free-Martins*. JOHN HUNTER untersuchte mehrere dieser Thiere. Seine Abhandlung darüber*) zeigt, dass sie keinesweges in allen Fällen einander gleich sind. Ich werde seinen Beobachtungen in dem Folgenden noch die einer ähnlichen Bildung bei einem Hunde hinzufügen.

Die Ursachen von Missbildungen jeder Art sind noch unbekannt; doch ist es sehr

*) *Philos. transact. Vol. LXIX. — Observations on certain parts of the animal oeconomy. Ed. 2. Lond. 1792. p. 55. — Vergl. Med. chir. Zeitung v. 1796. B. 3. Nr. 61. S. 148. R.*

wahrscheinlich, dass sie einander sehr ähnlich sind. Man könnte denken, wenn sie einmal in Thätigkeit gesetzt sind, so würde ihr Einfluss auf mehrere einander folgende Junge fortgesetzt werden. Allein dieß ist nicht der Fall. Bei allen mir vorgekommenen Missbildungen ging weder unmittelbar voraus, noch folgte eine Missbildung von derselben oder von einer andern Art. Unter dem Rindvieh kommt das Zwitterthier gewöhnlich bei Zwillingsgeburten vor; das eine Junge ist ein Zwitter, das andre ein vollkommen gebildetes männliches Thier. In allen den von HUNTER untersuchten Fällen hatte keines von den Thieren vollkommen die männlichen und weiblichen Werkzeuge, sondern theils die einen, theils die andern, und auf diese Art ein Gemisch aus beiden. Bemerkenswerth ist, dass die Eierstöcke und Hoden bei Allen zu unvollkommen waren, um zu ihren Verrichtungen tauglich zu sein.

Man hat Grund zu glauben, dass es bei den vollkommneren vierfüßigen Thieren und beim Menschen nie ein Beispiel eines Zwitters im strengsten Sinne des Wortes gegeben habe. Denn wenn man die Beckenknochen betrachtet, an denen die Zeugungswerkzeuge befestigt sind, so ist es schwer

zu begreifen, wie die vollständigen männlichen und weiblichen Theile, von einander abgesondert, Platz finden könnten. Auch giebt es noch kein zuverlässiges Beispiel dieser Art.

Ich werde in diesem Aufsatze zuerst von solchen Missbildungen männlicher Körper handeln, die auf die Vermuthung leiten, Personen dieser Art seien Zwitter. Dann von solchen Missbildungen in weiblichen Körpern, die jenen Schluss veranlassen. Ferner von solchen Männern, die wegen mangelnder Organe nicht den Charakter und die allgemeinen Eigenschaften des Mannes haben, die man daher geschlechtlos (*neuters*) nennen kann. Und endlich von solchen Fällen, wo eine wirkliche Vermischung der Organe beider Geschlechter Statt hat, obwohl nicht vollständig genug, um doppelte Organe darzustellen. Das letzte ist die grösste Annäherung zu einem Zwitter; die man in den vollkommeneren Thieren findet. Jeder Bericht von Zwittern, den man bei Schriftstellern findet, ist unter eine von diesen Klassen zu bringen. Die Schlüsse, die HALLER*) aus den Ge-

*) *Commentatio de hermaphroditis*. Im ersten Bande der Göttingischen Sozietätskommentarien.

schichten der berühmtesten Hermaphroditen bis zu seiner Zeit zieht, welche er mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn unter Einen Gesichtspunkt gebracht hat, bestätigen das Gesagte.

Bei der Betrachtung der Missbildung männlicher Geschlechtswerkzeuge, die den Anschein beider, der männlichen und der weiblichen, darbieten, lege ich die von CHESELDEN in seiner Anatomie erwähnten Fälle zum Grunde, deren Einer ein Neger, der andre ein Europäer ist.

Kein oberflächlicher Beobachter wird bei dem Anblicke der Abbildungen dieser Fälle einen Zweifel hegen, dass diess wahre Hermaphroditen sind, wie denn auch CHESELDEN's Auktorität durch die angehängte Meinung vom Dr. DOUGLAS, der für das Dasein weiblicher Organe in diesen Fällen stimmt, noch verstärkt wird. Und dennoch ist guter Grund da, anzunehmen, dass die Theile ganz männlich und nur durch eine Unvollkommenheit des Hodensacks sehr verwirrt waren. Dieser war in zwei abgesonderte Säcke getheilt, zwischen denen sich eine tiefe Spalte fand, die den Schamlefzen und der Scheidenöffnung sehr ähnlich war. Über

diesen Theilen hing das männliche Glied. Die Unvollkommenheit der Scheidenwand des Hodensacks erstreckte sich auch auf die Harnröhre. Diefs hat Ähnlichkeit mit der Spaltung bei der Hasenscharte, die sich bekanntlich nicht selten auch in den knöchernen Gaumen erstreckt *). Die untere Fläche des männlichen Gliedes war der ganzen Länge nach an den beiden Seiten befestigt, welche die Hoden enthielten, und gleich einer missgebildeten Klitoris. Diese Ähnlichkeit ward noch vollkommner durch die Abwesenheit der Harnröhre. Der Harn ging durch eine regelwidrige Öffnung im Mittelfleische, und kam äusserlich in dem Raume zwischen den Hoden heraus, die eine weitere Öffnung bildeten, welche man für eine enge Scheide hielt, weil sie das Eindringen eines Instruments verstattete, das man in die Blase einbrachte.

HALLER zergliederte einen für einen Zwitter gehaltenen Bock. Er fand, dass das Thier

*) Mich dünkt, hiermit hat wohl das Auseinanderreihen der Schambeinvereinigung beim angeborenen Vorfall der umgekehrten Harnblase grössere Ähnlichkeit. M. vergl. meine Diss. *de nativo vesicae urinariae inuersae prolapsu*. Götting. 1793.

ein Männchen mit den oben erwähnten Unvollkommenheiten sei. Aus einer Vergleichung seiner Zergliederung mit vielen Beispielen von Menschen und vierfüßigen Thieren bei andern Schriftstellern, schloss er, dass sie einander alle gleich gewesen seien.

Diese Missbildung männlicher Geschlechtstheile verdient vorzügliche Aufmerksamkeit, da sie mehr, als irgend eine andre, irrig für eine Mischung beider Geschlechter gehalten ist. Sie kommt oft in verschiedenen Graden von Unvollkommenheit vor. In manchen Fällen kann sie durch chirurgische Hülfe wesentlich verbessert werden, obwohl sie in den bei weitem meisten Fällen aufser den Gränzen der Kunst liegt.

Da man vermüthen könnte, dass eine so grofse Unvollkommenheit im Baue des männlichen Gliedes nothwendig mit andern in den wesentlichern Zeugungswerkzeugen verbunden sein müsse, so führe ich hier ein Beispiel an, welches das Gegenteil zeigt. In einem Falle dieser Art, wo der Kanal bis zur äufseren Mündung der Eichel fortgesetzt war, war der Mangel der Harnröhre hinter dem Hodensacke so grofs, dass jeder Versuch, die Öffnung im Mittelfleische zu schliessen, ver-

geblich ausfiel. Unter diesen Umständen heirathete der Mensch. Wenn er sich begattete, war die Samenergiefung vollständig, zum Beweise der Vollkommenheit der Hoden; aber der Samen kam immer aus dem Mittelfleische hervor. JOHN HUNTER wurde in Rath genommen, um, wo möglich, dem Übelstande abzuhelpen, und den Mann zum Kinderzeugen fähig zu machen. Nachdem verschiedene Behandlungsarten fehlgeschlagen waren, liefs HUNTER den folgenden Versuch machen. Der Ehemann musste mit einer zu dem Behufe eingerichteten und vorher erwärmten Sprütze versehen werden. Unmittelbar nach der Ergiefung des Samens musste dieser durch die Sprütze aufgenommen und in die Scheide eingesprützt werden, während die weiblichen Geschlechtswerkzeuge noch unter dem Einflusse der Begattung und in dem gehörigen Zustande waren, den Samen aufzunehmen. Der Versuch wurde gemacht, und die Frau ward schwanger. Ich weifs wohl, dass es um Beobachtungen dieser Art eine kitzliche Sache ist. Aber alle Nebenumstände setzten sowohl HUNTER, als den Ehemann aufser Zweifel, dass die Schwängerung blofs eine Wirkung des Experiments sei. SPALLANZANI'S Versuche über diesen

Gegenstand an Thieren wurden erst mehrere Jahre späterhin angestellt*).

Beim weiblichen Geschlechte giebt es zwei Missbildungen, die den äußerlichen Theilen einen Anschein geben, der zu unrichtigen Urtheilen über das Geschlecht verleiten kann. Einer davon ist eine Vergrößerung der Klitoris, die, den Schriftstellern zufolge, in heißen Erdstrichen bis zu einem unmäßigen Umfange zunimmt, so, dass sie einem männlichen Gliede gleicht. In kalten Gegenden kommen diese Fälle nicht vor**); und selbst in heißen Gegenden fin-

*) SPALLANZANI spritzte nämlich einer Hündin den in einem erwärmten Glase aufgefangenen Samen eines Hundes mittelst einer Sprütze in die Scheide. Sie wurde trüchtig, und warf vier gesunde, lebhaft, nicht nur ihr, sondern auch dem Vater ähnliche Hündchen. (*Saggi scientifici e letterarii dell' academia di Padova. T. 3. P. 1. — Übers. in WEIGEL's ital. mediz. chir. Bibl. B. 3. St. 1. S. 79.*)

R.

**) Eine bekanntlich ganz falsche Behauptung. Statt aller andern, brauche ich meine Leser nur an den neuerlich zu Berlin beobachteten Fall dieser Art zu erinnern, der in den Zeitschriften der Herren HUFELAND und MURSINNA beschrieben ist.

R.

det man sie selten in einer solchen Ausdehnung. Die Berichte davon sind wahrscheinlich übertrieben; denn es ist kaum zu glauben, dass eine Vergrößerung, deren die Klitoris fähig ist, ihr eine Ähnlichkeit mit einem männlichen Gliede geben kann, die einen Irrthum zu veranlassen im Stande wäre *).

Das merkwürdigste mir bekannt gewordene Beispiel dieser Art war eine Negerinn von dem Mandingovolke, die der General Melville auf der Insel Dominika in West-indien gekauft hatte. Sie war vier und zwanzig Jahr alt, ihre Brüste waren sehr platt, sie hatte eine rauhe Stimme und ein männliches Ansehn. Die Klitoris war zwei Zoll lang, und glich an Umfang einem Daumen von gewöhnlicher Stärke. Sah man sie in einiger Entfernung, so schien das Ende rund und roth gefärbt zu sein; allein bei näherer Untersuchung fand man, dass es spitzer war,

*) M. vergl., um sich vom Gegentheil zu überzeugen, die Zeichnungen in HUFELAND's Journ. B. 12. St. 3., in MÜRSINNA's Journ. für die Chir. B. 1. St. 3. T. 2, und in einer kleinen Schrift: Von dem neuangekommenen Hermaphroditen in der Charité zu Berlin und von Zwittern überhaupt, von F. F. MONORCHIS. Berl. 1801. R.

als das eines männlichen Gliedes, unten nicht platt, undurchbort und ohne Vorhaut. Durch Betasten wurde sie halb erigirt, und in diesem Zustande war sie vollkommen drei Zoll lang, und viel dicker, als vorher. Beim Harnlassen musste die Person die Klitoris aufheben, weil die Mündung der Harnröhre ganz davon bedeckt war. Die übrigen weiblichen Geschlechtstheile waren in regelmässigem Zustande. Dr. CLARK, dem ich diese auf eigene Untersuchung begründete Nachricht verdanke, versichert, unter den Negerweibern der Mandingo- und Ibbo-völker sei eine grofse Klitoris etwas sehr Gewöhnliches. Bei mehreren, von ihm als Geburtshelfer beobachteten, Fällen war sie einen Zoll lang und verhältnissmäfsig dick, ohne dass sonst etwas Regelwidriges damit verbunden gewesen wäre. Übrigens zeigt der obige Fall, dass eine zu lange Klitoris nicht mit einer Beimischung männlicher Organe verbunden sei.

Die andre Missbildung ist ein Vordringen innerlicher Theile, die man als einen Muttervorfall ansehen, und daher mehr zu den Krankheiten, als zu den ursprünglichen Missbildungen rechnen kann. Wenn indess diese Theile ihre vollkommene Bil-

dung gehabt und ihren gehörigen Umfang erlangt hätten, so würde wahrscheinlich diese Veränderung ihrer Lage nicht haben eintreten können. Die auf diese Art unrecht liegende Gebärmutter bekommt ein Ansehn, das dem männlichen Gliede gleicht*), und ist wirklich dafür, selbst von angesehenen Ärzten, gehalten. Den folgenden Fall dieser Art habe ich selbst beobachtet.

Eine Französin hatte schon in frühen Jahren einen Muttervorfall, der, so wie sie wuchs, zunahm. Der Mutterhals war ungewöhnlich enge, und ragte, als ich sie sah (in ihrem fünf und zwanzigsten Jahre) mehrere Zoll aus der äusseren Scheidenöffnung hervor. Die Oberfläche der inneren Theile hatte durch das dauernde Bloßliegen ihr gewöhnliches Ansehn verloren, und glich der äusserlichen Haut des männlichen Gliedes. Den äusseren Muttermund hatte man für die Harnröhrenöffnung gehalten. Diese Person wurde als eine Merkwürdigkeit in London gezeigt, und erwarb viel Geld. Die Neugierde trieb auch mich hin. Beim ersten

*) M vergl. SÖMMERRING'S BAILLIE S. 257.
R.

Anblicke entdeckte ich den Betrug, der, so täuschend er auch für einen gemeinen Beobachter war, doch durch jeden der Anatomie Kundigen leicht hätte enthüllt werden müssen. Um sich noch mehr zum Gegenstande der Neugier zu machen, gab sie vor, sie habe die Kräfte eines Mannes. Kaum aber war die Täuschung gefunden, so sah sie sich genöthigt, wegzugehen.

Im sechszehnten Bande der *philosophical Transactions* findet man eine Erzählung von einem Zwitter, die ganz dieser gleich ist, wie der Monatsfluss beweiset, der regelmäßig aus der Mündung des vorgeblichen männlichen Gliedes ausfloss. Gleichwohl waren die französischen Ärzte so sehr von der Mannheit dieser Frau überzeugt, dass sie ihre Kleidung verändern und ein Gewerbe lernen musste. Sie war dazu sehr bereitwillig, und konnte, wie der Bericht sagt, die Verrichtungen eines Mannes gut vollziehen, nicht aber die eines Weibes. Auch diese Person war eine Französin *).

*) Vielleicht hat es mit den Beispielen im Alterthum, wo Weiber in Männer verwandelt wurden, deren auch MONTAIGNE (übers. von BODE, B. I. S. 158.) eines erwähnt, dieselbe Bewandniss.
R.

Wahrscheinlich ist die gewöhnlichste Unvollkommenheit der männlichen Geschlechtswerkzeuge ein fehlerhafter Bau der Hoden, so, dass diese Organe in dem Zustande bleiben, in welchem sie vor der Geburt sind, und nie zur Vollziehung ihrer Verrichtungen fähig werden. In diesem Falle gehört der Mensch nicht zu dem männlichen Geschlecht, da er eigentlich geschlechtslos ist. Personen dieser Art haben in ihrem ganzen Äufseren weder den ächten männlichen, noch den weiblichen Charakter. Solcher Geschlechtslosen giebt es mehr, als man gemeinhin glaubt. Ihr äufseres Ansehn ist verschieden. Manche stehen gerade in der Mitte zwischen Mann und Weib; Andre gleichen mehr dem einen oder dem andern Geschlechte; ein Übergewicht, das wohl durch die Gemüthsrichtung, durch die Art der Beschäftigung und andre Umstände, bewirkt wird. Wahrscheinlich sind es nur die, deren Gestalt sehr weibisch ist, welche die Aufmerksamkeit der gewöhnlichen Beobachter so auf sich ziehen, dass man ihren Mangel entdeckt.

Die folgenden Beispiele von Kindern mit männlichen Werkzeugen, die doch geschlechtslos blieben, weil die Hoden unvollkommen gebildet und unfähig waren, den Einfluss auf

den ganzen Körper zu haben, der ihm das Gepräge des Geschlechtscharakters aufdrückt, habe ich selbst beobachtet.

Ein Seesoldat von drei und zwanzig Jahren wurde im Jahre 1779 als Kranker in das königliche Hospital für Seeleute zu Plymouth aufgenommen, und ich hatte ihn zu behandeln. Kaum war er einige Tage da gewesen, so erhob sich der Verdacht, er sei ein Weib, wodurch ich veranlasst wurde, die Umstände zu untersuchen. Er hatte keinen Bart. Seine Brüste waren vollkommen so groß, wie sie bei einem Weibe von dem Alter zu sein pflegen. Er hatte Anlage, fett zu werden. Seine Haut war für einen Mann ungewöhnlich weich, seine Hände fett und kurz; seine Schenkel und Beine denen eines Weibes sehr ähnlich. Die Fettmenge auf den Schambeinen glich dem Venushügel. Das männliche Glied war ungewöhnlich klein und kurz, und keiner Erektion fähig. Die Hoden waren nicht größer, als man sie gewöhnlich beim ungeborenen Kinde antrifft. Nie hatte er einige Leidenschaft für Weiber gefühlt. — Die unvollkommene Bildung der Hoden hatte hier dem Körper des Einflusses beraubt, den sie, der Regel nach, auf ihn haben. Zugleich war er nicht allein schwach an Körper, sondern auch schwach an Verstande.

Die nachstehenden beiden Fälle zeigen einen noch größern Grad von Unvollkommenheit der männlichen Werkzeuge,

Die Frau eines Tagelöhners bei Modbury in Devonshire hatte drei Kinder. Das erste wurde als ein Zwitter angesehen; das zweite war ein vollkommen gebildetes Mädchen; das dritte wieder ein dem ersten ähnlicher Zwitter. Ich untersuchte im Jahre 1779 die beiden unvollkommen gebildeten Kinder.

Das älteste war dreizehn Jahr alt, von sehr ungewöhnlicher Dicke, die fast ganz aus Fett zu bestehen schien. Um den Unterleib herum war sein Körper dem eines fetten Mannes gleich, und Schenkel und Beine waren in demselben Verhältnisse. Seine Höhe betrug vier Fuß. Seine Brüste waren so groß, wie die eines fetten Weibes. Der Venushügel war mit Fett beladen. Kein männliches Glied war vorhanden; bloß eine Vorhaut die ein Sechstel Zoll lang war, und unter dieser die Harnröhre; aber keine Scheide. Der Hodensack war unvollkommen, hatte eine glatte Oberfläche, keine Raphe in der Mitte, sondern statt deren eine gefurchte Linie. Er enthielt zwei Hoden von der Größe, wie man sie bei der Leibesfrucht findet. Der

Mensch war sehr dumm und träge, fast blödsinnig; doch konnte er gehen und sprechen. Er fing an zu gehen, als er anderthalb Jahr alt war.

Das jüngste Kind war sechs Jahr alt, ungewöhnlich fett, und groß für sein Alter. Es war noch blödsinniger, als das älteste, so, dass es nicht einmal gehen konnte, obwohl seinen Gliedmaßen nichts fehlte. Die äußeren Geschlechtstheile wichen von den eben beschriebenen in nichts ab, als darinn, dass die Vorhaut einen Zoll lang war. Es hatte an jeder Hand einen Finger, und an jedem Fusse eine Zehe zu viel.

Auffallend ist es, dass die Mutter dieser beiden, in ihren Unvollkommenheiten einander so ähnlichen Kinder ein vollkommen gebildetes Kind zwischen ihnen hatte. Es erinnert mich das an den Umstand, den der pohnische Zwerg, Graf Boruwlasky, der 1786 in England war, angab, dass nämlich in seiner Familie die Kinder eins ums andre Zwerge wären, nämlich er und seine Schwester, da doch zwischen ihnen ein Kind sei, das zu der gewöhnlichen Grösse herangewachsen sei.

Die ungeheure Fettansammlung und der ungewöhnliche Umfang jener Kinder stimmt mit der Neigung zum Fettwerden zusammen, die bei den Zwitterkühen so gewöhnlich ist.

Die Art von Missbildung der Zeugungswerkzeuge, wo wirklich eine Mischung der Theile oder eine offenbare Annäherung dazu Statt hat, ist noch ungewöhnlicher, als irgend eine von den erwähnten. HUNTER hat mehrere Beispiele erzählt, wo er sie mehr oder minder beim Rindvieh antraf. Bei zwei *Free-martins* traf er unvollkommene Hoden in der Lage der Eierstöcke, und bei einem dritten hatte es den Anschein, als ob beide Hoden und Eierstöcke dicht an einander in der Lage der Eierstöcke angetroffen wären. Auch giebt er die Beschreibung eines Zwitteresels, wo sich Substanzen im Unterleibe fanden, die den Hoden und Eierstöcken glichen.

HUNTER fand nie ein Beispiel dieser Art beim Hunde; auch habe ich nirgendwo anders ein solches Beispiel gefunden. Das folgende, von mir beobachtete, Beispiel zeigt aber, dass auch bei dieser Thierspezies zuweilen eine Mischung der Zeugungstheile vorkommt. Da indess der Hund mehr, als ir-

gend ein anders Thier, zum Hausthiere geworden ist, so muss dergleichen wirklich nur sehr selten vorkommen, da es sonst nicht leicht unbemerkt geblieben sein würde.

Man hatte nämlich bemerkt, dass ein Lieblingshund des Lord BESSBOROUGH, der viele Jahre in der Familie gelebt hatte, keine Zitzen habe, und nie läufisch werde, da das Thier doch sonst eine in jeder Hinsicht vollkommen gebildete Hündinn zu sein schien. Sir JOSEPH BANKS, der diess erfahren hatte, bat sich das Thier aus, wenn es sterben würde. Diess geschah vorigen Sommer, und ich hatte Gelegenheit, es zu untersuchen.

An dem Felle des Unterleibes zeigte sich nicht die mindeste Spur von Zitzen, so, dass das Thier in dieser Hinsicht, sowohl von den weiblichen, als von den männlichen Hunden abwich. Auch war durchaus nichts Drüsenartiges unter dem Felle. Die Klitoris war sehr groß, nämlich drei viertel Zoll lang, und einen halben Zoll breit. Die Öffnung der Harnröhre war ungewöhnlich groß, wie wenn sie einen gemeinsamen Gang zu der Blase und Scheide hätte bilden sollen. Die äusseren Theile bestanden demnach bloß aus der Kli-

toris, der Harnröhre und dem Mastdarm. Innerlich lagen an dem Platze der Eierstöcke zwei unvollkommen gebildete, kleine Hoden, die man als solche durch die Windungen der Samenschlagader unterschied. Von diesen ging ein nicht hohler Strang oder ableitender Gang, von der Dicke eines Draths, zu dem hinteren Theile der Blase, wo beide sich in eine Substanz vereinigten, die beinahe zwei Zoll lang war, und hinter der Harnröhre endigte. Die übrigen Theile des Thiers waren regelmäfsig gebildet. Als man die Hoden abschnitt, zeigte es sich, dass sie keinen regelmäfsigen, drüsichten Bau hatten.

Die Klitoris war bei diesem Thiere der einzige vollkommen gebildete Theil der weiblichen Organe. Was die Theile zu einer entschiedenen Mischung männlicher und weiblicher Organe machte, war die Gegenwart der Hoden an dem Platze, den die Eierstöcke hätten einnehmen müssen, und die bandartige Substanz, mit welcher die ableitenden Gänge zusammenhingen, und die einigermaßen einer nicht geöffneten Scheide glichen. Man konnte übrigens die Klitoris nicht als ein unvollkommnes männliches Glied ansehen, da ihr der Knochen fehlte, der das unter-

scheidende Merkmal des männlichen Gliedes beim Hunde ist *).

Die Geschichte einer Zwitterziege, die HALLER beschreibt, hat mit dieser viele Ähnlichkeit. Die unvollkommenen Hoden lagen eben so; aber es war ein offener Kanal oder Scheide da, der, wie die Gebärmutter, sich in zwei Hörner theilte, die sich zu den Hoden erstreckten. Auch waren Samenbläschen da. PETIT beschreibt in den Memoiren der Pariser Akademie der Wissenschaften von 1720 eine ähnliche Mischung der Organe bei einem menschlichen Individuum. Es hatte ganz den Charakter eines Mannes, aber eine zarte Körperbeschaffenheit; war Soldat, und starb an seinen Wunden. Die Gestalt des männlichen Gliedes ist übergangen. Der Hodensack aber, der keine Hoden enthielt, zog PETIT's Aufmerksamkeit auf sich. Bei der Zergliederung fand er Hoden in der Lage der Eierstöcke, die an zwei, von einer unvoll-

*) Mich dünkt, der Verf. nennt die regelwidrig gebildeten Eierstöcke etwas zu voreilig Hoden, und der ganze Fall scheint mir nichts zu sein, als die freilich sehr missgebildeten Theile eines ganz weiblichen Hundes.

kommenen Scheide herkommenden, Fortsätzen befestigt waren, und ableitende Gänge hatten, die auf die gewöhnliche Art zu den Samenbläschen gingen. Die Scheide hatte Gemeinschaft mit der Harnröhre zwischen dem Blasenhalse und der Vorsteherdrüse*).

BAILLIE erwähnt in seiner Anatomie des krankhaften Baues eines Falles von gemischten Organen. Es war eine Person von vier und zwanzig Jahren. Sie hatte Weiberbrüste und keinen Bart. Klitoris und Harnröhre hatten ihr regelmässiges Ansehn. Aber es waren keine Nymphen da, und die Schamlefzen waren ungewöhnlich hängend, und jede von ihnen enthielt einen Hoden. Die Scheide war beinah zwei Zoll lang, und endigte sich blind. Die Person war nie menstruiert, und hatte ein männliches Ansehn**).

*) Auch in diesem Fall ist wohl eine regelwidrige Bildung der Harnröhre zu schnell Scheide genannt.

R.

**) Ich kann diese Stelle im BAILLIE nicht finden. Wohl aber sagt BAILLIE (a. a. O. S. 238): „Ich nehme hier Gelegenheit, zu bemerken, dass, ungeachtet man in einigen der gemeinen vierfüßigen Thiere eine wahre Zwitterstruktur fand, man sie doch niemals im Menschen entdeckte.“

R.

Dieß scheint das Gegenstück zu dem Petitschen Falle zu sein. In diesem Falle waren die äußeren Theile weiblich, und enthielten Hoden; in jenem waren die innerlichen Theile weiblich, und die Hoden an ihnen befestigt.

Noch giebt es eine andre Art von Mischung der weiblichen mit den männlichen Organen, die wahrscheinlich am allerseltensten vorkommt. Es ist dieß ein Zwitterstier, wahrscheinlich ein *Free-Martin*, der so viel vom Stier hat, dass seine männlichen Werkzeuge im Stande sind, sein Geschlecht fortzupflanzen, und der zugleich mit einem zur Milchabsonderung tauglichen Euter versehen ist.

Die milchabsondernden Drüsen sind zwar an sich selbst keine Zeugungsorgane, aber sie gehören ganz zu ihnen, und bilden einen Theil des weiblichen Charakters, so, dass sie genau mit unserm Gegenstande zusammenhängen.

Dass ein nicht vollkommen weibliches Thier milchabsondernde Drüsen haben sollte, oder dass ein wirklich weibliches Thier, ohne geboren zu haben, Milch geben sollte,

ist so außerordentlich, dass selbst ein schriftlicher Bericht Bestätigung erfordert*). Die nachstehende Thatsache wird man in dieser Hinsicht befriedigend finden.

Ein solches Beispiel von einem Zwitterbullen, dessen Euter Milch absonderte, kam vor Kurzem in Pohlen vor. Hr. BROOKES bekam das Thier i. J. 1796 bei Grodno, und brachte es nach Petersburg, wo es im folgenden Jahre starb. Unglücklicherweise wurde es nach dem Tode nicht näher untersucht.

Während das Thier zu Petersburg war, hatten die Doktoren ROGERSON und ROGERS Gelegenheit, es genau zu untersuchen. Meinen Bericht nehme ich aus der von ROGERSON mir mitgetheilten Beschreibung.

Das Thier hatte nicht voll die gewöhnliche Gröfse des Rindviehs, und war, nach Hrn. BROOKES, etwa funfzehn Jahr alt. Es war schwächlich, so, dass der Besitzer Mühe

*) Dass die Fälle dieser Art doch so gar selten nicht sind, darüber berufe ich mich auf meine Schrift: Über die Krankheiten der Gesunden. Götting. 1801. S. 385 fg.

hatte, es die lange Reise von Grodno machen zu lassen, und in der Nothwendigkeit war, ihm das nahrhafteste Futter zu geben. In seinem Äußeren überhaupt schlug der männliche Charakter vor, besonders im Baue des Kopfs, der Hörner, des Halses, der Schultern, und der Zeugungswerkzeuge. Die Weichen und Hintertheile glichen mehr denen einer Kuh. Das männliche Glied war von gewöhnlichem Umfange und Ansehn. Die Vorhaut hatte an der Mündung einen Haarschweif, wie beim Stier. Den Harn liefs es durch das männliche Glied. An der gewöhnlichen Stelle hatte es ein Euter, das kleiner und kugelförmiger war, und dessen Zitzen weniger schlaff herabhingen, als bei den Kuh. ROGERS fand beim Drücken auf das Euter Einen Hoden; den andern konnte er nicht entdecken. An der Stelle der Scheide war eine äußerliche Öffnung, die doch so klein war, dass sie, dem Anscheine nach, nicht mehr als eine Fingerspitze aufnehmen konnte. ROGERS schliesst aus diesem äusseren Ansehn, dass das Thier nie einen Stier habe zulassen, und noch weniger, wie man ohne allen weiteren Beweis behauptet hatte, ein Kalb habe zur Welt bringen können. Nach Hrn. BROOKES Angabe hat es, während er es besafs, nie weder einen Stier zuge-

lassen, noch geworfen; aber er versichert, dass es mehrere Male Kühe besprungen, und fünf Kälber gezeugt habe; eine Versicherung, die nach ROGERSON allen Glauben verdient.

Das Euter enthielt Milch, die Rahm gab, aber nur in geringer Menge. Als ROGERSON gegenwärtig war, erhielt man nur Eine Unze, doch sagte man ihm, dass man zu andern Zeiten eine Theetasse voll melkte. BROOKES versichert, er habe einst eine Pinte voll auf Einmal erhalten.

Da bei dem Stier die Zitzen sich an derselben Stelle befinden, wo sie bei der Kuh liegen, so entstand die Frage: ob nicht auch Beispiele von männlichen Thieren aus dieser Klasse, die keine Zwitter waren, und dennoch Milch gaben, bekannt geworden seien? Ich finde in den *Philosophical Transactions* zweier Beispiele von säugenden Widdern erwähnt. Eins davon*) erzählt der Dr. DODDRIDGE, wo nämlich ein Lamm mit dieser Milch gesäugt wurde, und wo beim Drücken der Zitzen Milch hervorkam. Das andre er-

*) *Philos. transact. Vol. XLV. p. 502.*

zählt ein Hr. KIRKE*) von einem Lamme, das ein Widder säugte. Das Lamm sog den ganzen Sommer hindurch, und nachdem es abgewöhnt war, konnte man den Widder melken. Das Euter hatte an jeder Seite die Gröfse eines Hühnereies. Dieser Bericht ist vom 28sten September 1694. In einer zweiten Nachricht vom November erzählt er, dass zwar der Umfang der Euter vermindert sei, dass sie aber noch immer Milch enthalten, und dass das Thier, dem Ansehn nach, kein Hermaphrodit sei. Eines andern Falles, wo ein Mann ein zweimonatliches Kind säugte**), muss ich hier zwar erwähnen; doch ist er nicht mit der nöthigen Genauigkeit erzählt, um Werth darauf legen zu können.

Die Betrachtung des Einflusses, den die Hoden auf den männlichen Körper haben, der bei dem Zusammenhalten mit solchen Fällen, wo die Hoden unvollkommen sind, so sehr in die Augen springt, leitet auf die Voraussetzung, dass die Eierstöcke einen ähnlichen Einfluss auf den weiblichen Körper haben, und dass dann, wenn sie unvollkommen gebildet sind, oder wenn Hoden an ihrer Stelle sich

*) Ebendas. *XLI.* p. 813.

**) Ebendas. *XVIII.* p. 263.

finden, die Person auch bei entschieden weiblichen äußerlichen Theilen des weiblichen Charakters beraubt bleibt, den sie bei gehörigem Einflusse der Eierstöcke auf den Körper erlangt haben würde*). Dieser Ursache mag wohl die unnatürliche Neigung einiger Weiber, ihr Leben in einem männlichen Charakter hinzubringen, zuzuschreiben sein. Die Veränderungen mancher Weiber, nachdem die Zeit des Gebärens vorüber ist, nachdem also der Einfluss der Eierstöcke auf den Körper als verloren angesehen werden kann, und deren Äufseres sich denn mehr dem männlichen nähert, wie sie dann auch einen Bart bekommen, so wie auch die Veränderungen der Fasanhenne und der Ente, die in manchen Fällen in derselben Lebensperiode die Federn bekommen, die das männliche Geschlecht unterscheiden, so, dass man sie damit verwechseln kann, begünstigen diese Meinung**).

*) M. vergl. die merkwürdigen in der Anmerkung zu S. 14. meiner Grundz. d. Lehre v. d. Lebenskraft (Aufl. 2.) angeführten That-
sachen.

R.

**) Folgender Bericht von einer Ente dieser Art ist mir von dem Wundarzt RUMBALL zu Abingdon mitgetheilt.

Die Erzählungen von Missgeburten mit überflüssigen Theilen haben auf die Meinung geführt, dass zwei oder mehrere Leibesfrüchte in Einem Ovum enthalten waren, etwa wie zwei Dotter in Einem Ei, und dass, wegen

Die Ente wurde im Jahre 1781 ausgebrütet. Sie legte Eier und fuhr fort, Eier zu legen und ihre Jungen auszubrüten, bis 1789. Dann zeigten sich in ihrem Schwanze die dem Erpel eigenthümlichen krummen Federn. Von dieser Zeit an hörte sie nicht nur auf, zu legen, sondern versuchte auch häufig, sowohl im Wasser, als auf dem Trocknen, die andern Enten zu treten, und diese schmeichelten ihr gegenseitig. Besonders wurde diess am roten August 1791 bemerkt, wo sie eine Ente im Wasser trat, und dann auf die Seite fiel, wie die Erpel zu thun pflegen. Beide badeten sich dann hinterdrein, ganz, wie es bei solchen Gelegenheiten unter ihnen üblich ist. Sie litt nachher nie, dass ihr ein Erpel nahe kommen durfte. Ungeachtet der Veränderung ihres Gefieders, blieb ihre Stimme immer doch dieselbe, und sehr verschieden von einer Erpelstimme. Diess machte RUMBALL zuerst aufmerksam auf sie, und erregte Zweifel bei ihm, ob es wirklich ein Erpel sei. Am 14ten Oktob. 1793 wurde sie auf seine Bitte an JOHN HUNTER geschickt, und starb am 18ten, zwei Tage nach HUNTERS Tode. Bei der Untersuchung fand es sich, dass ihre Zeugungswerkzeuge vollkommen weiblich waren. Ihre Haut ist ausgestopft, und findet sich in HUNTER's Sammlung.

(M. vergl. hier auch HUNTER's Bericht von einem ausserordentlichen Fasan in seinen angeführten *Observations* p. 75 fg. R.

irgend einer Veranlassung in der Gebärmutter gewisse Theile der Einen Leibesfrucht verhindert sind, zur Vollkommenheit zu kommen und eingesaugt wurden, während die übrigbleibenden mit der andern Leibesfrucht verbunden wurden. Bei unvollkommneren Missbildungen hat es keine Schwierigkeit, von einem Organe Rechenschaft zu geben, das nicht vollkommen gebildet ist. Allein dass die Eierstöcke fehlen, und ihr Platz von Hoden ersetzt wird, das lässt sich nicht auf denselben Grundsatz zurückführen.

Dass Hoden statt der Eierstöcke da sind, und dass diese ganz mangeln, ist wohl das Allerauffallendste bei diesen Zwittern. Da so manche wichtige Entdeckungen im thierischen Haushalte durch die Untersuchung monstrosen Geschöpfe herbeigeführt sind, so liegt die Frage nahe: ob nicht in der ursprünglichen Bildung dieser Theile Etwas ist, das über einen so befremdenden Vorgang Licht verbreitet.

So viel ich urtheilen kann, ist die einzige Erklärungsart die, dass man annimmt, das Ei habe vor der Befruchtung keine Geschlechtsbestimmung, sondern sei so gebildet, dass es gleich fähig sei, eine männliche

oder weibliche Leibesfrucht zu werden, und dass durch die Befruchtung diese Bestimmung geschehe, so, dass nun aus demselben Material entweder Hoden oder Eierstöcke werden *).

Folgende Umstände begünstigen diese Meinung: Hoden und Eierstöcke werden ursprünglich in derselben Lage gebildet, obwohl die Hoden, noch ehe die männliche Leibesfrucht den achten Monat erreicht, ihre Lage bis zu einem Ort hin verändern, der beträchtlich davon entfernt ist.

Die Klitoris ist bei Leibesfrüchten unter vier Monaten so groß, dass sie oft für ein männliches Glied gehalten wird. In HUNTER's Sammlung finden sich Präparate, um die Gröfse der Klitoris in dieser Periode zu zeigen, und FERRIEN erwähnt ihrer, um die

*) Der Verf. vergisst, dass dieser Annahme eine andre vorhergehen muss, die noch willkührlicher ist, als sie selbst, nämlich die Annahme eines Eies vor der Zeugung. Doch es ist hier der Ort nicht, die bekannten unwiderlegten Gründe gegen die Annahme präformirter Keime zu wiederholen.

in Frankreich herrschende irrige Meinung zu widerlegen, als sei der grösste Theil von Umschlägen zwischen drei und vier Monaten männlichen Geschlechts *). Die Klitoris scheint daher ursprünglich gleich fähig zu sein, eine Klitoris oder ein männliches Glied zu werden, je nachdem der Einfluss von dem Eierstocke oder von den Hoden auf sie Statt hat.

Bei der Betrachtung dieses Gegenstandes ist es auffallend, die Menge sekundärer Theile zu bemerken, die so eingerichtet sind, dass sie gleichbrauchbar für männliche oder weibliche Organe sind.

Bei denen Thieren, deren Weibchen die Brüste am Unterleibe haben, findet man bei den Männchen Zitzen an derselben Stelle, so, dass derselbe Sack, der die Hoden des Männchens enthält, für die Brüste des Weibchens eingerichtet ist.

Beim Menschen, wo die Brüste an der Brust liegen, dient der Hodensack des Man-

*) *Mémoires de l'acad. royale des sciences à Paris*, 1767. p. 330.

nes, um die Schamlefzen des Weibes zu bilden, und die Vorhaut stellt die Nymphen dar. Der Mann hat Brustwarzen, wie das Weib, und bei manchen männlichen Kindern wird Milch oder eine ähnliche Flüssigkeit darinn abgesondert, wodurch die Gegenwart des drüsichten Baues unter der Warze bewiesen wird. Zusammen genommen mit den oben erzählten Beispielen geht daraus hervor, dass die Spuren der Brüste auch beim Manne da sind, und in einigen wenigen Beispielen, entweder durch ursprüngliche Mischung der Organe, oder durch frühe Entmannung, oder durch andre noch unbekannte Veränderungen, zur Vollkommenheit gebracht werden.

Jene Voraussetzung, dass das Geschlecht dem Ei zur Zeit der Befruchtung mitgetheilt werde, kann einigermassen erklären, warum Zwitterkälber vorkommen, wenn bei Einer Befruchtung zwei Junge verschiedene Geschlechter erhalten, da diess ein weniger einfacher, dem theilweisen Fehlschlagen mehr ausgesetzter, Vorgang sein muss, als wenn zwei oder mehrere Eier Ein Geschlecht erhalten. Auch erklärt sie, warum Zwillinge gewöhnlich von Einem Geschlechte sind. Wo sie von verschiedenen Geschlechtern sind, da entsteht die Frage: ob das weibliche Kind,

wenn es heranwächst, nicht in manchen Fällen weniger von dem weiblichen Charakter hat, als andre Frauen, und unfähig zum Gebären ist, Auffallend und einigermaßen hierher gehörend ist es, dass in manchen Ländern die Wärterinnen und Hebammen das Vorurtheil haben, dass solche Zwillinge selten Kinder bekommen.

Diese Ansicht wirft einiges Licht auf solche Fälle, wo die Hoden statt der Eierstöcke sind. Denn wenn die Befruchtung bei der Ertheilung des Geschlechts fehlschlägt, so ist der gebildete Theil weder ein Eierstock, noch ein Hode, und ist manchmal dem einen, manchmal dem andern ähnlicher. Nach den Umständen kann er dann entweder in der gewöhnlichen Lage der Eierstöcke bleiben, oder in die den Hoden zukommende Lage hinabgleiten, dieß mag nun der männliche Hodensack, oder es mögen die weiblichen Schamlefzen sein.

Sehr geehrte Frau!
Ich habe Ihre Briefe vom 19. und 20. d. Mts.
erhalten und danke Ihnen sehr für die
Mittheilung. Ich werde mich bemühen,
die Angelegenheit so bald als möglich
zu erledigen. Ich werde Ihnen
in Kürze eine Antwort schreiben.

Die Sache ist nicht so einfach,
wie es scheint. Ich muss mich
mit der Verwaltung auseinandersetzen.
Ich werde Ihnen in Kürze
eine Antwort schreiben. Ich werde
mich bemühen, die Angelegenheit
so bald als möglich zu erledigen.
Ich werde Ihnen in Kürze
eine Antwort schreiben. Ich werde
mich bemühen, die Angelegenheit
so bald als möglich zu erledigen.

1000
10/10/3
X 7/2007

1000 -
10/10/23

X 7/2007

Roose, Theodor Georg August, 1771-1803

Beiträge zur öffentlichen und gerichtlichen Arzneikunde

Bd.: 2

Braunschweig (1802)

Med.for. 21 m-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10290123-3

VD18 90251121